

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Heiligenleuchten

Jan Grossarth

Erkundungen
(2008-2019)



Jan Grossarth
Heiligenleuchten

Jan Grossarth, geb. 1981 in Heidelberg, ist Journalist, Kulturwissenschaftler und Ökonom. Er schreibt frei u.a. für „Die Welt“ und „Jüdische Allgemeine“. Zuvor war er Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Buchveröffentlichungen über die Welternährung der Zukunft, Aussteiger in Deutschland und Giftmetaphern. Ausgezeichnet u.a. mit dem Medienpreis des Deutschen Bundestags, dem Medienpreis der Evangelischen Kirche in Bayern und mehrfach nominiert für den Deutschen Reporterpreis und den Theodor-Wolff-Preis.

Jan Grossarth

Heiligenleuchten

Erkundungen (2008 – 2019)

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

für Franziska
für Theresia

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Ebook der 1. Auflage Münster 2024

Erschienen 2021 im Verlag Westfälisches Dampfboot

© 2021 Jan Grossarth

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Lütke Fahle Seifert AGD, Münster

ISBN 978-3-89691-062-2

„Da saßen sie beide, erwachsen und doch Kinder,
Kinder im Herzen; und es war Sommer, warmer,
wohltuender Sommer.“

HC Andersen, Schneekönigin

Inhalt

Auf dem Rücken von Neugier	9
1 Glaube	13
2 Liebe	29
3 Digitalisierung	47
4 Erkenntnis	79
5 Leichtigkeit	117
6 Hoffnung	137
7 Jerusalem	153
Titel der Originaltexte und Erscheinungsdaten	169

Auf dem Rücken von Neugier

Heilige stellte man sich als Menschen vor, von denen ein Leuchten ausgeht. Aber sie sind unscheinbar. Weil ihr Blick nach unten zeigt, auf die weinenden Augen, sind sie auf andere Art durchs Leben getragen. Sie trösteten stur im Nahbereich.

Es war Frühling, und ich ritt auf einem Pferd in die schöne neue Welt. Auf der Suche nach Geschichten, aber ohne Theorie davon, was Geschichten sind. Ich hatte einen Block und einen Kuli in der Tasche. Das Pferd trabte zu Menschen und an Orte.

Das Pferd hieß Neugier. Die Menschen, die das alte Pferd am Leben hielten, hießen Leserinnen und Leser, und dafür bekamen sie Zeitung. Zwölf Jahre durfte ich als *Zeitungsredakteur* herumflanieren. Das Pferd lief dahin, wohin ich wollte. Wohin ich wollte, lag an meinem Wunsch nach Abstand und Distanz. Mich störte die Abwesenheit von Ernsthaftigkeit. Wohin ich wollte, das lag auch einfach an dem, was spannend klang: originell, spektakulär, lächerlich oder preisträchtig. Aber es lag immer wieder auch daran, was fehlte, mir, uns, unserer Zeit. Ein Reisemotiv war eine unterschwellige Zukunftsfurcht, die in der Erfahrung der Weltfinanzkrise von 2008 gründete. Seitdem spürte man weitreichende Unsicherheit. Diese Jahre standen auch auf einem morschen Fundament: finanziell, ideologisch, strukturell und ökologisch.

Die Fundstücke von unseren Ausritten, die aus diesem Motiv heraus entstanden, habe ich archiviert, konzentriert, und hier zu einem retrospektiven Mosaik neu zusammengelegt.

Neugier suchte Orte und Leute mit Charakter. Wir waren in Russland, in der Nähe der Schlacht von Stalingrad, wo noch die letzten Patronenhülsen in den Feldern rosten und wo nach dem Atheismus plötzlich wieder der alte Glaube zurück war, oder jedenfalls die Tradition. Es ist ja so, dass durch Ikonen die Heiligen selbst leuchten, und warum sollte so ein Glaube einfach verschwinden, wenn die Ikonen doch noch da sind. Ich fuhr also, langsam gegen die Strömung, auf einem Kirchenschiff mit goldener Kuppel über die Wolga und sah, wie die Priester im Wasser des Flusses Kinder taufte (die Chemiefabriken störten

sie nicht). Wir kehrten zurück, sahen Dürren in Deutschland und ritten zurück ins historische Archiv. Da liest man, wie im heißen Sommer von 1540 in Deutschland die Hexen auf der milden Glut der Scheiterhaufen verdorrten: Luther, prächtiggenährt, predigte von Teufeln und Hexen als Ursachen der Dürreapokalypse, was der Obrigkeit gefiel. Die fernen Hexen trugen die Lasten, und wir dachten: Wie gut, dass wir heute die Wissenschaft haben.

Wir suchten, was fehlte. Wir suchten das Besondere und fanden das Einfache. Ich suchte immer auch mit dem Verstand und brachten die Puzzleteile nicht vollständig zusammen. Neugier spürte, wo es leuchtet, aus Intuition.

Sie lief nach St. Radegund, das ist ein Dorf in Österreich, ganz nahe bei Braunau, wo Hitler geboren wurde. In Radegund gab mir Franziska Jägerstätter die Hand und lächelte, eine Frau mit großer Würde, uralt und mit Pergamenthaut. Sie setzte sich dann schnell wieder, starrte ins Nichts und hörte das Rosenkranzgebet im Radio. Sie war die Witwe von Franz, einem mutigen Mann in der feigen Hitlerzeit. Wenn man seine alten Briefe liest, spürt man nichts von Schwärze, sie sind hell, bis zur Minute vor dem Tod am Strang. Einer, der ihn am letzten Tag begleitete, sagte später über Franz, er sei der einzige Heilige, dem er begegnet sei. Auch die Kirche, die wir heilig nennen, riet Franz damals mit unfehlbarer Arroganz vom Martyrium ab. Aber er war ein kluger Bauer und hatte das jüngere Herz. Ich traf dann auch seine Töchter, denen der Mut lange fehlte, ihren toten Vater zu bekennen. Mut verwandelt sich in Last, aber auch das ist immerhin eine Spur.

Es kam zunehmend Furcht auf, dass die Digitalisierung in eine Wüste führt. Wie groß wird die Dürre sein in der digitalen Welt, wo alles Sache zu werden droht und jeder Schritt gemessen, und wenig Wert und Raum bleibt für das Unmessbare? Neugiers Schritte trackte niemand, wir ritten ohne Bedrängnis von Klicks und Einschaltquoten, aber die Schatten verfolgten uns und waren schneller. Neugier sträubte sich vor der digitalen Abgeklärtheit, dem Verlust echter Geschichten, dem blöden Herumgeklicke.

Das Pferd ist an sich ein dummes, glückliches Tier, es kann nicht lesen. Es ist Bewegung nur, weil es für Bewegung geschaffen ist. Die Jahre vergingen, und es wurde etwas lahmer. Wir guckten am Wegrand und sahen Ökonomen, die versuchten, das

Glück in mathematischen Formeln zu fassen. Aber wie meinte das kleine Mädchen Gerda, im Schneeköniginnenmärchen, als sie so im Garten der Frau stand, welche zaubern konnte, und als sie sich von den merkwürdigen Gewächsen dort Hinweise erhoffte auf ihrer Suche nach dem größten Glück, dem Glück der Versöhnung und des ehrlichen Bedauerns? Sie sagte: „*Es nützt nichts, dass ich die Blumen frage, die wissen nur ihr eigenes Lied; sie geben mir keinen Bescheid!*“ Neugier brachte mich zu einer Eliteuniversität, zu den verarmten Griechen, die sich nun wieder für Klöster interessierten, und zum Heiligen Dalai Lama, zum letzten Lokalzeitungsreporter, in die neuen Ökodörfer; wir ritzen durch verwüstete Plantagen des NS-Apparats und guckten etwas Youtube. Stellen Sie sich bloß vor: Da gibt es Influencer, die meinen, ohne Pferd fortzukommen.

Ich scheute keine Verwirrung in der Hoffnung, Klarheit zu finden. Der Verstand möchte gern jedes Erlebnis schockfrostet, so dass man sie dann alle schön sortieren kann wie eine Sammlung getrockneter Schmetterlinge. Als ich dies aufgab, weil Gerda mich fand, schmiss ich die Sortierung um – und das tat ich, indem ich einen Essay über die Sonne schrieb, einfach weil mir so war, als täuschten sich auch sehr belesene Leute über kaum etwas mehr als über die Sonne.

Zum Glück gab es auch unkomplizierte und nahezu heitere Begegnungen: Mit einer Frau zum Beispiel, die Fische als Trophäen für Angler präpariert und davon lebt. Das Gesicht der Frau habe ich vergessen. Aber an die Fischpräparate mit ihren niedlichen Knopfaugen habe ich beste Erinnerung. Einmal im Auto – Neugier ruhte im Stall – begegnete ich einem Tunesier, den ich sechs Stunden als Mitfahrer neben mir hatte und der ununterbrochen laberte: über seinen Gott und unseren, über Gerechtigkeit und Juden. Er sprach mit distanzloser Freundlichkeit über den verborgenen Allmächtigen, und erklärte mir in erschreckender Naivität haargenau, warum das alles so sei.

Weil das alles aufregend war, ritt ich – das war meine vorletzte Erkundung – raus auf die langweiligen Wiesen des Emslands. Da gibt es einen Ort, wo die Leute doch tatsächlich auf der besten Ölquelle der Welt sitzen und trotzdem zum Glück niemals reich wurden, weil sie aufrechte Sozialdemokraten sind.

Eine Synagoge ließ mich nicht in Ruhe. Das war in einem Dorf, das achtzig Jahre nach der Schoah immer noch so tut, als kenne es die Synagoge nicht. Hier lebte Neugier noch einmal auf und lief wie ein Fohlen. Sie trabte entlang hebräischer Grabsteine aus Sandstein, durch Kamillen und Mohnfelder. Und am Ende, kurz nach meiner Kündigung bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, deren hoch geschätzte und sehr vermisse Leserinnen und Leser mir und Neugier all diese phantastischen Ausritte ermöglichten, reiste ich ins nördliche Serbien, in die Vojvodina, auf den Spuren meiner Familie, mit meinen Kindern. Ich stand auf den alten Friedhöfen und spürte, von daher komme ich, von daher kommen wir, das ist unsere europäische Geschichte. Und es war warmer, wohltuender Sommer.

Frankfurt a. M., im Corona-Winter 2020

1

Glaube

Eine Schifffahrt auf der Wolga mit Ikonen
Das sind goldene Bilder, aus denen die Heiligen selbst blicken

Die Erde ist wüst und dürr, und der süßliche Duft ferner Chemiefabriken schwebt über dem Wasser. Der silbergraue Fluss liegt schwer wie ein See in der Steppe, versteckt seine Strömung und verrät sie doch an wenigen Stellen mit wirbelnden Wellen. Eine Insel mit Sand und Birken erstreckt sich auf der gegenüberliegenden Seite wie ein Ufer, deren Enden sind nicht zu sehen. Viel Wasser ist sichtbar, aber vieles ist auch verborgen.

Der Schiffsmotor kämpft. So gewinnt die „Pater Werenfried“ Meter um Meter gegen die unsichtbare Strömung der Wolga.

Im Norden von Wolgograd weitet sich der Fluss nochmals, das Wasser beruhigt sich. Das ist Stalin zu verdanken, dem großen Atheisten. Hinter einer Staumauer, deren Bau Josef Stalin kurz vor seinem Tod anordnete, ist die Wolga 12 Kilometer breit. Zwölf, eine biblische Zahl. Hier fährt das Schiff leichter. Stalin ist begraben. Als Kind war er Priesterschüler.

Heute wirkt der Ort harmonisch. Aber der Stausee brachte anfangs großes Leid. Das Wasser des Stausees überflutete Häuser und Kapellen, Heiligenbilder und Kreuze versanken. Es ging um die Kollektivierung der Landwirtschaft. Gigantische Kanalsysteme wässerten Felder, auf denen auch heute noch Weizen und Melonen wachsen. Christliche Bauern starben am Hunger, andere gingen nach Sibirien. Die Sowjetpartei wollte die Religion ausmerzen.

Und ausgerechnet über das Wasser, das Stalin stauen ließ, kommt das Christentum zurück. Das Kirchenschiff „Pater Werenfried“, Baujahr 1964, hatte früher eine andere Aufgabe. Es hatte sowjetisches Militärgerät geladen. Dann wurde es um-

gebaut. Heute fährt es unter russischer Flagge und drei goldenen Kuppeln, es bringt Ikonen und ein Taufbecken zu den Menschen. Zwanzig Meter über untergegangenen Kirchen, in denen Fische schwimmen.

Die Sehnsucht nach Gott versinkt nicht so schnell. Die orthodoxen Missionare machen sich auf den Weg zu den Sehnsüchtigen. An diesem Mittag steuert der Kapitän Igor Sherbakov einen Betondeich in Wolgograd an, das sich über 100 Kilometer am Fluss entlangzieht. Die Bugklappe ächzt und schlägt auf. Das Schiff braucht keinen Hafen, es kann an jedem Boden festmachen.

Weiß, aber nicht besonders vornehm gekleidet betritt das junge Ehepaar Ekaterina und Dima das Boot. Sie tragen ihren einjährigen Sohn Shenja zur Taufe. Und auch Ekaterina selbst lässt sich bei dieser Gelegenheit taufen. Sie hatten drei Stunden lang am Ufer gewartet und bringen nur zwei Gäste mit. Die Wolga schenkt Russland Poesie, Kaviar, Melonen und elektrischen Strom. Jetzt bahnt sie einen Weg für die Priester Christi. Der Priester Maxim bittet Ekaterina, Dima und Shenja ins Boot.

Maxim, gekleidet im gelben Talar, führt die Gruppe an Bord und in eine Kapelle. Er trägt einen stufenlosen Haarschnitt und in gleicher Länge gestutzten Unterkieferbart. Beide bilden einen kreisrunden Rahmen aus Haar, der die Kindlichkeit seines Gesichts umrahmt. Der Weg zu Christus führt über Lichter, Ikonen und Rituale. Die Kapelle im Schiff ist voller Ikonen. Hier entzünden sie Kerzen, bekreuzigen und verbeugen sich immer wieder, mal vor dem Bildnis der heiligen Zarenfamilie, dann vor der großen Marienikone. Maxim, dreißig Jahre alt, seit zehn Jahren bekehrt und seit drei Monaten Priester, singt von Jesus Christus. Die Motoren brummen. Vier suchen Orientierung im Vergangenen.

Als Maxim mit neunzehn Jahren erfuhr, dass sein Urgroßvater und drei Vätergenerationen vor der Oktoberrevolution Priester gewesen waren, begann er in der Bibel zu lesen. Er sagt, dort habe er seine Vergangenheit und seine Zukunft gesehen. „Die Taufe setzt eine glühende Kohle in die Seele“, sagt er, „und es hängt von der Erziehung der Eltern ab, ob sich daraus ein großes Feuer entwickelt.“

Er schneidet den drei Täuflingen Haarbüschel ab, ermahnt die Eltern zu christlicher Erziehung, ölt das nackte Kind und die Füße der Eltern und taucht das Baby dreimal im silbernen Taufbecken unter. Dann gehen alle nach draußen ans Wasser der Wolga, und Ekaterina und ihr Mann lassen sich vor der Kulisse qualmender Fabrikschornsteine im Fluss untertauchen. Später geht die Liturgie drinnen weiter, fast zwei Stunden insgesamt. Ekaterinas Taufkleid tropft, das Baby pinkelt auf den Teppich, ein Gast tippt eine Kurznachricht in sein Handy.

Drei mehr von 142 Millionen Russen sind Christen.

„Ich bete nie“, sagt Ekaterina.

Sie hat das tropfende Kleid gegen ein frisches getauscht. Sie hat propere Wangen und runde Waden. Wochentags arbeitet sie in einem Ladengeschäft im Zentrum. Auf die Frage nach Gott antwortet sie lang gar nicht und dann mit einem Prusten. Ja, da könnte etwas sein. Sie halte es auch durchaus für möglich, dass die Seele ihres verstorbenen Vaters in ihrem Hund weiterlebt, dafür spreche der ähnliche Blick, gleich am ersten Tag als Welpen, es war ein Wunder. So gesehen, sei sie ja gläubig. Sie glaubt an allerlei Wunder. Und zur Taufe sagt sie: „Wir hoffen, dass das Baby danach ruhiger wird.“

Der Priester Maxim hört das und wird etwas unruhig. Er wirft ein, die Kirche biete auch mehrtägige Glaubenskurse an, in denen Täuflinge über die Gottesbeziehung, die Auferstehung Christi oder die Trinität informiert würden.

Die Gläubigen wollen gar nicht so genau wissen, an was sie glauben. Ekaterinas Ehemann Dima, der weiße spitze Lederschuh trägt, wurde schon als Säugling unter den Kommunisten getauft, obwohl christliche Riten damals verboten waren. Er glaubt fest an Gott. Er verstehe zwar nicht viel von theologischen Fragen, wisse aber, dass Beten helfe. Er führt ein Beispiel auf: Seine Familie hatte nur eine kleine Wohnung, seine Großmutter betete mit ihm, und zwei Tage später wurde ein passables Haus frei. Dima nimmt seitdem häufig Kontakt auf zu Gott. Außerdem geht es um die russische Identität: „Die christliche Tradition gehört zu Russland“, sagt er, „das ist nicht totzukriegen.“

Es gibt in Russland manche Hoffnung, dass der Glaube dem Land eine moralische Wiedergeburt verschaffe. Nachdem die Bol-

schewisten versucht hatten, die „Trennung von Staat und Kirche“ durch die Liquidierung der Zarenfamilie und unzählige andere Morde durchzusetzen, ließen Lenin und später Stalin Christen verfolgen, deportieren und töten. 1917 begann die erste große Kirchenvernichtung. Die Bolschewiki deportierten den Erzbischof Hermogen aus einem Wolograder Kloster der Stadt, schnitten ihm Ohren und die Nase bei lebendigem Leib ab und ertränkten ihn in Sibirien wegen „konterrevolutionärer Aktivitäten“. Er hatte Trinkern gepredigt. Nach dem Zweiten Weltkrieg duldeten die Sowjets zwar wieder orthodoxe Messen, aber unter strenger Kontrolle. Es heißt, der Klerus sei von KGB-Agenten durchsetzt gewesen, und die Menschen wandten sich von dieser Kirche ab. Unter Gorbatschow nahm die Unterdrückung ein Ende.

Heute werden die ermordeten Priester der Leninzeit als Märtyrer verehrt. Auch das Kirchenschiff knüpft symbolisch an die Zarenzeit an. Wo heute die „Pater Werenfried“ anlegt, fuhr vor fast hundert Jahren, als Wolgograd noch Zarizyn hieß, schon einmal ein Missionsschiff. Ein Bürger aus Astrachan ließ einen Dampfer bauen, der die Landbevölkerung an Wolga, Don und dem Kaspischen Meer christlich zivilisieren sollte. Er taufte das Schiff „Sankt Nikolay“. Es ging am 11. April 1910 auf Jungfernfahrt, ausgestattet mit einem Wasserrad, sechs Goldkuppeln, einem Hospital mit drei Betten, einer kleinen christlichen Bibliothek und einem Kreuz, das größer war als das Kapitänshäuschen. Fast zweihundert Menschen sollen an Bord gewesen sein, als fünf Tage später der erste Gottesdienst gefeiert wurde. Sechs Sommer war es unterwegs. Dann ging das Geld für den Schiffsunterhalt aus. Heute fährt die „Pater Werenfried“ als schwimmende Kapelle einige Male im Jahr wieder weit hinaus in die entlegenen Wolgadörfer und bleibt dann tagelang. Manche der Leute warten ein ganzes Jahr lang auf das Schiff. Erreicht es ein Dorf, heftet der Priester Hinweiszettel an Häuser und Kioske, auf denen steht, dass Gelegenheit bestehe zur Taufe, Hochzeit, Segnungen und Spenden. Dann bringen die Leute fast alles zum Segnen: Kinder, Ikonen, Vieh, Wasser und Traktoren.

Gott kommt über das Wasser.

Gott sprach aus dem brennenden Dornbusch.

Gott spaltete das Wasser und machte einen Weg frei für die Flucht in ein freundlicheres Land.

Hier ist die Utopie im Massenmord verendet. Jetzt ist die Zeit für Reinigung und Rückbesinnung, für einen Ankerwurf in die Geschichte. Die Sowjets hinterließen der Eparchie Wolgograd nur rund vierzig meist marode Kirchen. Heute sind es wieder um die dreihundert. In Russland haben seit 1990 etwa tausend Kirchen pro Jahr neu eröffnet, es gibt 32-mal so viele Klöster wie vor achtzehn Jahren. Vor wenigen Jahren wurde auch am Berg der großen Schlacht von Stalingrad eine neue Kirche gebaut. In Wolgograd ist bis heute der Glaube daran verbreitet, dass jeder Soldat, der sein Vaterland verteidigt und dabei stirbt, direkt in den Himmel auffährt.

Dann erreicht die „Pater Werenfried“ ihren Hafen. Vom Land aus ist dieser Hafen nur über eine Staubstraße zu erreichen, sie führt zu einem Jachtclub, der mehr ein Versprechen ist als ein Jachtclub. Hier legt das Kirchenschiff an. Hier wurde es von Männern, deren Haut von den Wetterextremen schnell gealtert ist, für Jesus Christus und ein paar Rubel Lohn umgebaut. Das Hilfswerk „Kirche in Not“ finanzierte das. Das Gebäude des Jachtclubs liegt an einem Hang. Auch hier stehen zwei Kapellen. Sie sprießen wie die Pilze aus dem Boden. Der Jachtclub hat auch einen Swimmingpool. Er enthält Wolgawasser. Zwei weitere Schiffsleichen aus Sowjetzeiten rosten vor sich hin, einige Baucontainer und Zementhütten stehen am Rand der Anlage. Sie sind mit Marien- und Heiligenbildern, mit frommen Schriften und Kreuzen bemalt.

Immer im Winter, am neunzehnten Januar, kommen zehntausend Menschen in diesen Jachtclub. In der orthodoxen Tradition ist das Fest der Taufe Christi ein zentrales Datum. Dann weiht ein Priester in einem Eisloch das Wolgawasser. Diesen Winter fiel er dabei hinein und musste mit dem Gewand, das sofort gefror, in die Sauna getragen werden.

Viele Gläubige springen bei dieser Theophanie kurz ins gesegnete Wasser, andere bringen Einmachgläser mit, Eimer, Kanister. Das Weihwasser, glauben die Menschen, hilft gegen Krankheiten und beschleunigt die Wundheilung.

Noch ist Sommer. In einem Essraum, deren Veranda einen weiten Blick auf den Fluss bietet, hängt eine ganze Galerie von Bildern. Sie zeigen russische Schlagerbarden, Metropoliten, Ikonen und die „Pater Werenfried“. Den Menschen, nicht das Schiff. Der Namensgeber des Kirchenboots gründete nach dem Zweiten Weltkrieg „Kirche in Not“ zunächst für deutsche Heimatvertriebene, viel später auch für die orthodoxe Kirche. Er erfand Rucksackpriester und Kapellen-Lastwagen. „Die Liebe wiederherstellen“ war Pater Werenfrieds Motto. Er selbst hat noch vor zehn Jahren mit weißem Haar und weißem Bart auf dieser Veranda des Jachtclubs gesessen, über den militanten Atheismus der Sowjets und den „praktischen Atheismus“ des Westens geklagt.

„Wir werden Russland eine Flotte schenken“, sagte er. Aus dieser Vision sind drei Schiffe geworden, die „Pater Werenfried“ und zwei Kapellenkähne, die im Sommerhalbjahr 100 Kilometer weiter kleine Dörfer am Don ansteuern. Dort gibt es zum Teil noch heute keine festen Kirchen. Aber auch heute ist das Geld wieder knapp. Der Diesel wird teurer. Die Schiffe können nur einige Male im Jahr rausfahren.

Im Jachtclub sind liturgische Gesänge das Grundgeräusch. Russische Männerchorstimmen lobpreisen Gott über Lautsprecher in einer Endlosschleife. Es ist ein Gefühl wie in einer mystischen Ursuppe.

Von der Veranda aus hat man den Fluss im Blick und das heranziehende Abendunwetter. Arbeiter mit Wasserkanistern laufen über das Gelände, mit dürftigem Werkzeug, einer Angel, einem Laptop. In dieser klösterlichen Welt zwischen gepflegten Margeritenbeeten und rostigem Wellblech wohnt auch die Mannschaft des Kapellenschiffs: der Chef des Jachtclubs, Vladimir, und ein Ikonenmaler, und der Kapitän sowie auch ein Maschinist. Alle tragen sie Silberketten mit Schutzheiligen oder Kreuzen um den Hals.

Zu Abend essen sie eingelegte Knoblauchzehen, Pilze, Frühlingszwiebeln, Fleischbällchen und eine Suppe aus Flussfisch.

Kapitän Igor Sherbakov ist ein gepflegter Mann, Mitte vierzig, der vor der Perestrojka Mechaniker bei der Bahn war. Er listet die technischen Details des Schiffs aus dem Fahrzeugbrief auf:

Länge 48 Meter, Leergewicht 213 Tonnen. Der Kapitän sagt: „Ich liebe Mechanik und bin natürlich auch orthodox.“

Als das Schiff gebaut wurde, war er zwei Jahre alt. Damals haben ihn seine Eltern schon einmal heimlich getauft. 1990 ließ er sich nochmal taufen, in Wolgograd und offiziell. Man kann sich nicht oft genug taufen lassen.

Mittlerweile bekennen sich wieder etwa 70 Prozent der Russen zur Orthodoxie, auch wenn nur jeder zehnte regelmäßig in die Kirche geht. Viele meinen offenbar, der Russe als solcher sei orthodox, selbst dann, wenn er Atheist ist.

Igor Sherbakov sagt, er sei zum Glauben gekommen durch eine Ikone, die er einem Betrunkenen an der Straße abkaufte. Später habe er sie von einem Priester segnen lassen. Die dunklen Kleider des Heiligen hätten sich daraufhin auf magische Weise hellblau verfärbt, erzählt er.

Jetzt ist Sankt Nikolai sein Schutzpatron, mehr denn je. Der Schutzpatron der Reisenden. Er trägt ihn am Hals, und er hat auch eine hölzerne Nikolai-Ikone in seine kleine Kommando-Brücke montiert.

„Wenn ich bete, wird alles wahr“, sagt Igor Sherbakov mit klarem Blick und ölverschmierten Fingern.

Zum Beispiel: Im Winter haben er und seine Mannschaft für das Schiff gebetet. Das Eis war dick und trug die „Pater Werenfried“, doch wenn Wolgograd Strom braucht, läuft das Wasserkraftwerk auf Hochtouren und saugt das Wasser ab unter dem Eis. Wäre das Eis gebrochen, die „Werenfried“ hätte am Betondeich zerschellen können. Doch das Eis brach nicht. Der heilige Nikolai hat geholfen.

Wenn der Jachtklubbesitzer Vladimir, der angeblich einst mit einer Ikone an Bord den Atlantik durchsegelte, mit Wodka und Birkenzweigen aus der Sauna kommt, kühlt er sich in der Wolga ab. Vladimir legt sein Lendentuch ab, bekreuzigt sich dreimal und springt.

Die Sterne leuchten klar, auf dem Wasser strahlt der Scheinwerfer einer Fischereipatrouille. Die Mönchsgesänge sind bis zum Wasser zu hören.

Morgen früh findet hier im Schiff wieder eine Massentaufe statt, dreihundert Polizisten aus Wolgograd werden im Hafen erwartet.

Auch der Wodka gehört zu Russlands Identität und Seele. Es ist im Jachtklub Tradition, dass beim abendlichen Trinken zu jedem Glas einer aus der Runde einen Anlass finden muss. An diesem Abend sind auch einige Gäste dabei. Bekenntnisse haben Konjunktur und sind ein besonders heiliger Anlass. Einer der Gäste, die aus Moskau gekommen sind, um ihren Freund Vladimir am Jachtklub besuchen, ist Mitte vierzig und von der „Herkunft“ her Kosak. Er trägt einen dunklen Schnurrbart, ein blaues Streifenunterhemd und will auf seine Kindheit am Don anstoßen. Er sagt, seine Eltern hätten den christlichen Glauben gepflegt. Denn der Kosak sei wild und wüst, und nur Gott könne ihn zivilisieren. Die Glaubensgebote seien seit Jahrhunderten die einzigen Gesetze, denen der Kosak folge. Und so soll es bleiben. Nach Dostojewski gilt das für den Russen als solchen, der ohne Gott nämlich ein „Lump“ sei.

Der Kosak, der aus Moskau zu Besuch kam, ist am Don aufgewachsen. Als er noch ein Kind war, bauten die Kommunisten einen Stausee, in dem einige Dörfer versanken. Noch viele Jahre später trieben die Hochwasser Münzen ans Ufer. Im Lauf der Zeit hatte jedes Kind einen Schatz gesammelt. Manchmal trieben aber auch Ikonen ans Ufer, sagt der Kosak. Eine davon hat er heute noch. Das Antlitz Christi und seiner Heiligen schlägt die Brücke einhundert Jahre zurück, und einige hundert Jahre mehr. Das Geheimnis schwebt über dem Wasser. Die fernen Sterne spiegeln sich in klaren Nächten in der Wolga. Die Endzeit kann kommen. (2008)



Erinnerung an eine Apokalypse in Gestalt einer großen Trockenheit, die uns vor etwa fünfhundert Jahren einen Vorgeschmack auf den Klimawandel gegeben hat. Zugleich eine Erinnerung daran, wie sich angesichts des Feuers menschlicher Charakter offenbart

Zwei Jahrzehnte nach der Reformation, als Dr. Martin Luther schon alt, wohlbeleibt und kinderreich war, verwandelte sich das Land in eine Wüste. Heiß war es im Sommer des Jahres 1540 – und zwar derart, dass es so schien, als ob die Weltordnung dahinschmelze.

In einem Geschichtsband, veröffentlicht im Jahr 1834, heißt es über den Jahrtausendsommer 1540:

„Im Weltgebäude schien damals eine gänzliche Verrückung der Zonen vorgegangen zu seyn. Die sonst rauen Bezirke am Fichtelgebirge waren gedrückt von afrikanischer Hitze. Viele Monate fiel kein Regentropfen. Mit unerträglicher Glut spielte die Sonne am stets wolkenlosen Himmel. Die Bäume senkten ihr Laub matt und welk zur Erde. Gärten und Auen, verbrannt von der Sonnenhitze, gewährten einen widerlichen Anblick.“

Das Wasser war aus den Böden und Bächen verdunstet. Schon seit dem Februar 1540 hing zwischen Andalusien, Südengland, Dänemark und Tschechien außergewöhnlich warme, trockene Luft fest. Die brachte, gespeist von einem Azorenhoch, kaum Regen und Jahrhundertwärme. Am Ende starben daran vielleicht eine Millionen Menschen.

*Manchmal schickt Gott die Fluten, und manchmal die Glut.
Manche erschrecken, wenn er den Tod schickt. Und andere schauen vom Logenplatz aus zu, nicken und loben die Gerechtigkeit Gottes.*

Wetterprognosen hatte man 1540 nicht. Eigentlich befand sich das Klima in diesen Jahrzehnten in einer Phase der Abkühlung. Im 14. Jahrhundert noch war selbst Grönland im Süden grün und eisfrei gewesen, doch im 16. Jahrhundert sollten die Sommer eigentlich immer kühler werden, die Vegetationsperioden kürzer, eine „kleine Eiszeit“ beginnen, die erst im Zeitalter der Industrialisierung, im frühen 19. Jahrhundert, enden würde.

Doch 1540 war das Jahr, das als das trockenste aller Zeiten in die Geschichtsbücher eingehen sollte. In Mitteleuropa fiel nur etwa ein Drittel der üblichen Regenmenge. In England etwa, heißt es, fiel von Juli bis Oktober kein Tropfen Regen. In diesem Sommer wird in London der Staatsmann Thomas Cromwell hingerichtet, unterdessen König Heinrich VIII. gleich zweifach heiratet, jeweils im Januar und Juli.

Der schreckliche Sommer nahte aufleisen Sohlen vom Süden her, er hatte sich im Süden Europas schon im Vorjahr angekündigt. In Spanien blieb der Niederschlag aus, die Flusspegelstände fielen, und die Böden trockneten aus. Überall im Land trugen deswegen ab dem Herbst 1539 Prozessionszüge Heiligenfiguren und Reliquien der Märtyrer und beteten und bettelten und sangen für Regen. Südlich der Alpen war der Regen schon seit dem Vorsommer nahezu ausgeblieben. Italien erlebte einen Winter mit Juni-Temperaturen. Die Heiligen und die Muttergottes halfen nicht.

Was in endzeitlichen Szenen enden sollte, nahmen die Leute anfangs als Freundlichkeit der Natur wahr. Anfang Februar war es in Deutschland so warm wie sonst im Mai. Im März fiel im Elsass nur drei Tage lang Regen, sonst war es trocken, mild. Die Kirschenbäume blühten schon im März. So zeigte sich ein Sommer, der Hunderttausenden Menschen den Tod bringen sollte und dem Vieh und den Fischen, der die Wälder für Jahrzehnte dezimieren würde und zu allerhand Tod und Hexenverfolgung führen sollte, anfangs von einer sehr freundlichen Seite: eine satte, frühe Kirschblüte.

Dem März mit der schönen Kirschblüte folgten vier extrem warme Monate. Auf den Hügeln von Ancy-sur-Moselle in Lothringen, am Westufer der Mosel, wurden auch schon im Mai die Kirschen geerntet.

Im Mai blühte dann auch schon der Wein in Frankreich, vier Wochen verfrüht. Und Mitte August begann die Weinlese. Aber was war es, was es da zu ernten gab? Anders als die Kirschen waren es keine prallen, vollen Früchte, sondern es war Trockenobst. Der Kirchenchronist Pierre de Teyssoulh schrieb: „Die Trauben waren wie geröstet, die Blätter der Weinstöcke waren schon zu Boden gefallen wie nach einem heftigen Frost.“ Am Bodensee und im

Elsass ließen Winzer die Trauben einfach an den Weinstöcken hängen, weil sie schon vertrocknet waren. In Würzburg aber, da kamen die Winzer auf bessere Ideen. Sie kelterten einfach diese merkwürdigen Halb-Rosinen. So wurde die Spätlese erfunden, der süße Wein der späten, übersüßen Trauben. Im Bürgerspital zum Heiligen Geist in Würzburg lagert bis heute eine Flasche dieses Jahrgangs, des 1540er Würzburger Steingilts, der mit den Jahrgängen 1631, 1728 und 1783 zu den großen Weinen des Jahrtausends gezählt wird.

Dieser besondere Wein des Jahres 1540, man nennt ihn nun Jahrtausendwein. Am Hofe zu Würzburg lagerte dieser Wein schon damals in besonders verzierten Fässern, die hinter einer Wand versteckt gehalten wurden, wodurch nicht nur seine Existenz, sondern auch die Schönheit seiner Behältnisse den meisten unsichtbar blieb. Dieser Wein wurde nur besonderen Gästen des Hofes serviert. Noch im Dreißigjährigen Krieg waren die 1540er-Weine eine gesuchte Beute feindlicher Truppen. Und sogar im 19. Jahrhundert fanden sich Exemplare dieses Jahrgangs auf Auktionen.

Im Juni und Juli mussten die Hitze und Trockenheit immer unheimlicher erscheinen. Sie brachten nicht nur süßen Wein, sondern drohten die Ernten zu dezimieren – und das Wirtschaftsleben zum Stillstand zu bringen. Denn das Wasser der Flüsse war nicht nur als Trinkwasser, zum Waschen und Wässern und Fischen eine Lebensgrundlage, sondern auch ein wichtiger Transportweg und die Energiequelle, die Wassermühlen antrieb. Bäche und Quellen fielen ab Juni trocken. Die Böden trockneten aus und bildeten tiefe Risse, und weil aus ihnen auch keine Feuchtigkeit mehr verdunstete und die Luft über der Erde kühlen konnte, heizten sich die Böden immer weiter auf. Das Wasser wurde knapp.

Mehr als ein Meter unter einem ausgetrockneten Flussbett in der Schweiz war es immer noch dürr. Das wurde vom Fluss Suhre im Kanton Luzern berichtet. Und weil in Bad Gastein in Österreich das Quellwasser ausblieb, konnten die Rinder nicht auf die Almen getrieben werden. Tiere wurden, etwa in der Schweiz, mehr als 10 Kilometer weit zu verbliebenen Trinkstellen geführt. Das Gras wuchs nicht, es mangelte an Heu. Die Preise für Heu schossen in die Höhe. Von einem Massentod von Vieh wird im

Elsass und in Köln, in England und im italienischen Modena berichtet. Die Preise für Eier und Milch stiegen.

Und auch die Menschen mussten ihr Trinkwasser von immer weiter herholen; sie taten das in der Kühle der Nächte. Im Mondschein setzten sich Züge von Frauen und Männern in Bewegung, die schwere Holzfässer über 5 oder 10 Kilometer trugen zu den verbliebenen Quellen oder Bächen. Und das Wasser wurde plötzlich verkauft, zu immer höheren Preisen. In Bayreuth zum Beispiel war frisches Quellwasser in diesem Sommer teurer als Wein. Eine Maß Wasser kostete 4 Pfennig, eine Maß Wein nur 3 Pfennig. So wurde der Suff allgegenwärtig und unterlag auch einem haushälterischen Kalkül.

Die Trauben waren süß, die Ernten gut und Europa im Rausch. Vielerorts kam es zu heftigen Prügeleien unter Betrunknenen.

„Wie Schweine“ lagen in diesem Sommer die Betrunknenen in den Straßen, hinter Hecken, berichtete der Chronist Hermann von Weinsberg aus Köln.

Im früheren Augustinerkloster zu Wittenberg saß derweil Dr. Martin Luther wohl an seinem Schreibtisch und schrieb am 2. Juli 1540 an seine Frau, „dass mirs hie wol gehet; ich fresse wie ein Beheme und saufe wie ein Deudscher, das sey gott gedanckt. Amen.“

Am 20. Juli dann schrieb Luther „meiner gnädigen Jungfer Katherin Lutherin von Bora“ in weniger vergnüglichen Worten:

„Es ist allhier solche Hitze und Dürre, das unsäglich und unträglich ist Tag und Nacht. Komm, lieber jungster Tag, Amen.“

Neun Tage später findet in Wittenberg eine Hinrichtung durch Verbrennung statt. Es handelt sich bei der vermeintlichen Hexe um Prsita Frühbottin, eine etwa fünfzig Jahre alte Frau, die sich stets gern und ungeniert mit randständigen Personen der Stadtgesellschaft umgeben hatte, wie auch mit ihrem Sohn Dicus und einem anderen Sohn, der zwar flieht, jedoch wenige Tage später andernorts gefangen und gehängt wird. Allen warf der Hohe Rat der Stadt vor, die Weiden, die auch in Wittenberg ungekannt trocken und braun dalagen, vergiftet zu haben.

Lucas Cranach der Jüngere, Sohn des Bürgermeisters von Wittenberg, fertigte einen Holzstich des Scheiterhaufens an. Darauf

ist der Vorwurf festgehalten, die Hexe habe „Wetter gemacht / und aufgehalten“, sie habe im Bunde mit dem Teufel „allerley Viehweide / durch sie und jre drey mithelffer vergifft“ und somit den Tod unzähliger Schweine, Ochsen und Küken herbeigeführt.

Ob Weidevergiftung oder Brandstiftung – zornige, schnelle Anklage traf viele Menschen. Genügend eigneten sich als Sündenbock für das extreme Wetter, zuvorderst Landstreicher und Bettler, die zu Tausenden vertrieben oder hingerichtet wurden. Sie wurden nicht nur des Weidezaubers, sondern meistens selbst der Brandstiftung verdächtigt. Verschwörungstheorien kursierten in einem Jahr, indem fernab, irgendwo an Europas ersten Universitäten merkwürdige Schriften über Nikolaus Kopernikus' Theorie für Aufsehen sorgten, wonach nicht die Erde, sondern die Sonne im Zentrum des Universums stehe.

Rund 40 Millionen Menschen lebten damals in Westeuropa. Rund eine Million mehr als sonst üblich sollen 1540 wegen der Trockenheit gestorben sein. In Köln, ist überliefert, „allenthalben in Dutzende starb es schrecklich“. Und Zehntausende verloren durch Brände ihr Eigentum.

Waldbrände zogen über den Kontinent, das Feuer machte vor hunderten Dörfern und Höfen nicht halt, Rauch lag über dem Land. Es dauerte in diesen Zeiten Jahrzehnte, bis das Kapital – die Häuser, die Kirchen, Höfe, die Dörfer – wiederaufgebaut waren.

Es folgten in den Jahren nach dem Brandsommer 1540 dramatische Waldverluste durch Abholzung. In Deutschland wurde Kiefernholz als Baustoff und auch als Feuerholz für den Winter deutlich teurer. Es gab im Dürresommer furchtbare Waldbrände in den Vogesen, im Spessart, Schwarzwald und Böhmischem Wald, in Polen, in Ungarn. Weil Wälder und Felder brannten, erschien die Sonne manchmal nur milchig und rötlich am Himmel. Der Lehrer Hans Salat in Solothurn in der Schweiz hält am 22. Juli schriftlich fest:

„Es war unerträglich heiß, jeder klagt über Wasserknappheit, überall sah man Waldbrände. Sonne und Mond wirkten rötlich, wenn sie tief standen, und sie leuchteten blass am Tag, denn der Himmel war dunkel durch den Rauch und Nebel.“

Man sah auch die Berggipfel nur schwach durch den Feinstaub hindurchscheinen. In Zürich regnete es von Februar bis Ende

September nicht. Hier hielt der Geschichtsschreiber Caspar Goldwurm fest:

„Heißsummer, Ein überheisser Summer, vom Mertzen biß Wyhe-
nacht wärende, vertröcknet vil wasser vnd brunnen. Die schif-
frychen wasser wurdend wunder klein, so verbrunnend etliche
wäld.“

Rötlich und dünn erschienen Sonne und Mond durch die Brand-
nebel auch den Menschen in Krakau und in Sachsen.

Anfang August lassen die Bäume ihre Blätter fallen. Es sieht
schon aus wie im Spätherbst, schrieb der Chronist Sebastian
Fischer in Ulm. Zwischen Mitte Juli und Mitte August gibt es
immer wieder Tagestemperaturen vom mehr als 40 Grad.

In Einbeck fällt der Bach „Das krumme Wasser“ fast trocken.
Später brennt die Stadt vollständig ab. Der Bodensee schrumpft,
die Insel Lindau ist schon mit dem Festland verbunden.

Trockenheit bis in die Flussbetten. Den Rhein speisen nur
noch die schmelzenden Gletscher der Alpen. Er schrumpft
flussaufwärts zum meterhohen Rinnal. In Mühlheim bei Köln
können Reiter den Fluss trocken auf dem Pferderücken sitzend
durchqueren. „Der Rhein wart so klein, das einer bei Mulhem
under Coln dardurch reit“, hält ein Zeitzeuge fest. Die Elbe, der
Rhein und die Seine lassen sich zu Fuß durchwaten. In Sachsen
lässt sich durch die Elbe „von einem Stein auf den anderen trucken
übergehen“. Salzwasser strömt vom Meer zurück in die Flüsse; so
auch in der Themse, wo der König mal wieder Hochzeit feiert.

Das Wasser fehlt an allen Enden. Es gibt auch zu wenig davon
zum Kochen, und es fehlt an Wasser, um die Brände zu löschen.
Eine immer häufigere Todesursache ist nun die Ruhr, eine Darm-
entzündung, die durch verunreinigtes Trinkwasser ausgelöst
wird. In Schaffhausen werden ein Bade- und Waschverbot für
den Rhein erlassen. Es war jetzt nur noch erlaubt, „drü malen
Bad zu halten“ in der Woche.

Wasser war aber auch die Hauptquelle der Energieversorgung.
Weil Bäche trockenfielen, standen die Mühlräder still. An man-
chen Orten gab es ersatzweise noch von Pferden angetriebene
Mühlen. Die armen Menschen konnten sich Brot nicht mehr
leisten. In Bärenstein im Erzgebirge stieg der Preis für eine Einheit
Mehl stark an auf 2 Taler und 18 Groschen. Die Mühlen mahnten

nicht mehr, weil die Bäche trockengefallen waren. Die Flüsse aber waren auch die wichtigsten Handelswege. Teure Güter wie Stoffe und Gewürze wurden den Rhein hinauf transportiert, Massenwaren wie Getreide den Fluss herab. Die Transportschiffe am Oberrhein konnten im Sommer 1540 nur noch die Hälfte der üblichen Mengen laden. Und bis November, als es wieder regnen sollte, konnte auch kein schweres Schiff mehr den Po in Italien befahren.

Es gab auch ein Massensterben von Fischen. Tausende toter Äschen trieben auf dem Wasser des Rheins. Andere Äschen, noch lebendig, aber vom warmen und sauerstoffarmen Wasser müde, fingen die Fischer mit bloßen Händen. Ein Chronist hielt fest, dass die Fische

„im Rhein ans Land schwimmen, kalt Wasser zuzuochen, und ehe sie wider recht ins Wasser kommen mochten, fielen sie für grosser Hitz an den Ruggen, dass die Fischer die in grosser Menge mit den Händen fiengen“.

In Wittenberg äußerte Martin Luther am 26. Juli 1540, an „seine Hausfrau“ gerichtet, die Hoffnung auf einen „guten Trunk Biers bay euch“, denn es sei derzeit

„der Teufel herausen selber mit neuen bosen Teufeln besessen, brennet und thut Schaden, das schrecklich ist. Meinem gnädigsten Herrn ist im Thüringer Wald mehr denn tausend Acker Holz abgebrannt und brennet noch“.

Und nicht nur dies beklagte der Christenmensch, sondern auch,

„daß der Wald bei Werda auch angangen sey, und viel Orten mehr; hilft kein Löfchen. Das will theuer Holz machen. Betet und lasset beten wider den leidigen Satan, der uns sucht nicht allein an Seele und Leib, sondern auch an Gut und Ehre aufs allerheftigst.“

Vielleicht war das ein Zeichen der neuen Zeit, dass nun Feuer und Fluten nicht mehr als Strafe Gottes gesehen wurden, sondern als Werke des Teufels. Und seiner Hexen und seiner Beauftragten.

Das also war drei Tage vor der Hinrichtung der unschuldigen Prista Frühbottin und ihres geliebten Sohnes.

Im Sommer 1540 verkehrte sich die Ordnung ins Gegenteil.

Die spätere Geschichtsschreibung interessierte sich für die geistigen Dinge mehr als für die Million Toten und die einzelnen

Schicksale. Der evangelische Theologe Erich Brandenburg schrieb im Jahr 1901:

„Wir haben oben gesehen, daß die evangelische Sache ums Jahr 1540 sich in einem guten Stande befand. Ob es auch in diesem Jahre draußen in der Natur gar heiß und dürre war, im Garten Gottes grünte und blühte es weiter.“

War der Garten Gottes aber nicht eigentlich woanders, als auf der Erde?

Doch es gab auch Orte, da bot das Jahr 1540 wirkliche Genüsse. Für die Bewohner der Insel Helgoland war es ein gutes Jahr. Ein Chronist nennt diesen lauen Inselfommer eine „sehr wohlfeile Zeit“. Und gibt es nicht immer die Möglichkeit einer Insel? Jedenfalls für diejenigen, die sich dort eine Immobilie gesichert hatten. (2018)

Quellen

Aufsätze von Christian Pfister, Oliver Wetter (beide Uni Bern), Sonia Seneviratne (ETH Zürich), Johannes P. Werner (Uni Bergen), Sebastian Wagner (Helmholtz-Zentrum Geesthacht), Jürg Luterbacher (Uni Gießen), Martin Luther (Wittenberg).

2 Liebe

Der Vater ist im Himmel
Aber die Kinder müssen sich trotzdem auf der Erde behaupten

Endlich kam Post vom Vater. Die drei Töchter saßen am Holztisch der Bauernstube, an den Wänden hingen mit Liebesversen bestickte Leinentücher, draußen trugen die Wiesen ihr Sommerkleid. Mutter öffnete das Kuvert, und sie las: Vater ist tot.

Das Urteil in Brandenburg war vollstreckt worden, dem Vater die bürgerlichen Ehren entzogen. Alle brachen in Tränen aus, erst Franziska Jägerstätter, dann Rosa, Maria und Loisi. Die Töchter allerdings begriffen nicht, was „tot“ hieß und „bürgerliche Ehrenrechte“. Aber im Dorf wusste es bald jeder: Franz Jägerstätter war gestorben, weil er nicht für die Nazis kämpfen wollte.

Dann kam die Heuernte, Schnee fiel, der nächste Frühling, und es hieß immer noch, die größte Gefahr sei der Engländer, der alle Ernte verbrennen werde, und die Bolschewisten im Osten. Eine Gefahr im Inneren durfte es nicht geben. Wer so etwas sah und aussprach, wurde zur Hölle geschickt.

Als Franz tot war, richtete die junge Witwe Franziska Jägerstätter selbst Zugtiere ab, schleppte Milchkannen, Mistgabeln und Schweineteile.

Der Krieg war vorbei, die Töchter wurden groß. Nazis gab es jetzt nicht mehr, und auch vom todbringenden Engländer und den Bolschewisten war kaum noch die Rede. Andere Bauern waren wieder zurück bei ihren Familien, auch wenn manche ein Bein verloren hatten oder ihr Lächeln.

Rosa und Maria, Jahrgang 1937 und 1938, gingen jetzt schon in die Schule. Auf den alten Fotos sind sie pausbäckige, fröhliche Mädchen.

Ihre Mutter trauerte.

Manche in St. Radegund hatten aber wenig Mitleid. Einige grüßten nicht, andere tuschelten in der Kirche, es gab da noch lange Zeit etwas, das war anstößig.

Auf dem Hof arbeiteten Verwandte mit. Aber Nachbarn weigerten sich, der Familie zu helfen. Manchmal hörten die Töchter: Ihr armen Mädchen, euer Vater hat euch allein gelassen, weil er an sich dachte statt „Verantwortung“ zu übernehmen. Die Leute nannten ihn noch lange einen Sonderling, Eigenbrötler, einen Verrückten oder gar Verbrecher. Sie vergaßen ihn aber nicht, wie man ihn einen Verrückten vergessen hätte.

Die Töchter litten einsam und lernten zu schweigen.

In einem seiner letzten Briefe aus der Todeszelle hatte ihr Vater an sie geschrieben:

„Gott der Herr er möge uns allen in der letzten Stunde zu Hilfe kommen. Sorget auch nicht so ängstlich ums Irdische, der Herr weiß ja auch da, was wir brauchen so lange wir als Pilger auf dieser Welt sind.“

Doch das sollten die Töchter erst Jahrzehnte später lesen.

Das Irdische, damals: In der Schule zum Beispiel war die Lehrerin ziemlich böse zu Jägerstätters ältester Tochter Rosa. Die wurde besonders streng behandelt und schlecht benotet. Der Groll der Lehrerin blieb ihr Leben lang, und selbst Rosas erster Sohn bekam von der alten Lehrerin noch auffallend schlechte Noten, so dass er nicht aufs Gymnasium gehen konnte.

Am Krippenspiel durfte keines von Rosas sieben Kindern teilnehmen, obwohl sie das gern gewollt hätten.

Erst als die alte Lehrerin in Pension ging, wurde es besser. Die Nachfolgerin war nicht mehr so. Rosas zweiter Sohn – er heißt Franz, nach dem Großvater – bekam gute Noten und ging später aufs Gymnasium.

In den späten sechziger Jahren gaben viele auch Franziska Jägerstätter die Schuld am Tod ihres Mannes. Sie habe ihn mit ihrer Religion hineingetrieben.

Die Moral im Dorf war wie ein Fels. Die Dörfler sagten, was im Krieg geschehen sei, hätten allein die Nazis zu verantworten, nicht die einfachen Leute, die in den Krieg gezwungen wurden. Das sagten die Bauern, die Lehrer, die Politiker und die Priester sagten es auch.

Der Bischof von Linz verhinderte nach dem Ende des Kriegs, dass ein Gedenkartikel in einer Kirchenzeitschrift erschien. Er urteilte, Jägerstätter habe nach dem Martyrium „gedürstet“, die wahren Helden aber seien die „tiefgläubig“ kämpfenden Soldaten gewesen.

Maria ist Jägerstätters zweitälteste Tochter. Sie sagte in diesen finsternen Jahren nach den finstersten Jahren, der Vater sei im Krieg „ausgeblieben“. Denn „hingerichtet“, nein – das hätten die meisten Leute als große Schande empfunden. Langsam verstanden die Töchter, was „bürgerliche Ehrenrechte“ waren.

Ihre Mutter sagte ihnen einmal: Gut, dass ihr drei Mädchen seid, dann muss nach eurer Hochzeit keine mehr Jägerstätter heißen.

Aber wenn die Familie in Ruhe beisammen war, abends am Esstisch, redete sie auch anders: Euer Vater war ein guter Mann, ich habe ihn sehr geliebt, und er liebte euch. Als Maria später die Handelsschule in Linz besuchte, verschwieg sie trotzdem ihren Nachnamen.

Zwei der Töchter wurden Bäuerinnen, wie der Vater. Eine wurde Standesbeamtin.

Als die Sache mit dem Vater schon zu verjähren schien, brachte ihn ein Besucher aus Amerika wieder ins Gespräch. Gordon Zahn hieß er, das war Jägerstätters erster Biograph. Er stellte der Witwe viele Fragen, die ihnen ganz neu waren.

Diese Fragen waren wie ein helles Licht. Er wollte Franz nichts Böses. Bei ihm klang alles umgekehrt.

Die wenigen Fotos, die von Franz Jägerstätter geblieben waren, zeigten den jungen Mann lachend auf dem Motorrad, ein anderes den Erwachsenen ernst in der Soldatenuniform. Auf einem dritten steht er vor dem Bauernhof mit seinen Töchtern, die dicke Bäckchen haben und Strumpfbeinchen.

Diese Fotos zeigten sie Gordon Zahn.

Der Biograph stellte auch den Töchtern Fragen, doch die konnten nur sagen, dass sie sich an nichts erinnern.

Zuletzt sah Jägerstätter seine Töchter auf einem Foto, das Ostern 1943 gemacht worden war. Die Kleinen tragen darauf Osterkörbe, und sie halten gemeinsam ein Plakat mit unschuldiger Schrift hoch:

„Lieber Vater komm bald!“

Da saß er schon im Wehrmachtsgefängnis Berlin, mit angeketteten Füßen und Händen und krankem Magen von den bitteren, dünnen Suppen, und er wartete auf seine letzte Einberufung.

Er antwortete den Kindern:

„Herzlichen Dank auch für die lieben Bilder, die mir auch große Freude gebracht, aber dazu auch feuchte Augen, die Loisie hätt ich ja bald nicht mehr erkannt, sie ist dem Geschau nach scheint es eine ganz Energische. Eine Freude wäre es schon, wenn man die wenigen Lebenstage im Kreise einer glücklichen Familie verbringen könnte. Aber wenn der liebe Gott es anders für uns bestimmt hat, so ist es so auch gut, es ist auch eine Freude für Jesus und unseren Glauben leiden zu dürfen.“

Seine vielen wunderbaren Briefe sind erhalten geblieben. Die Witwe hob sie auf, obwohl es für sie damals bequemer gewesen wäre, diese Dokumente des freien Denkens und des freien Mitgefühls verschwinden zu lassen, so wie es andere Frauen taten. Die Briefe zeigen, wie leicht ein kaum gebildeter und unpolitischer Bauer erkennen konnte, wie das Böse die ganze Welt im Griff hatte und wie er sich diesen klaren Blick durch viele dunkle Jahre bewahren konnte.

Die Bauernschaft St. Radegund, wo Jägerstätters wohnen, liegt heute an der deutschen Grenze. Der Jägerstätter-Hof steht bis heute auf einem Hochplateau, das nach Norden freien Blick bietet auf bewaldete Hügel, nach Westen auf das Salzbachtal, hinter dem Deutschland liegt; im Süden erheben sich die Alpen. Franz Jägerstätter hatte Fernblick nach allen Seiten. Heute ist der Hof ein Gedenkort, einige Siedlungshäuser haben sich drum herum gesellt.

Unweit vom Gedenkort wohnen die Töchter. Sie sind nun alte Frauen. Maria lebt heute noch in der alten Straße. Sie hat graues Haar, ein feines Gesicht und keine Lust, Fragen über ihren Vater zu beantworten. Sie wirkt schwermütig und antwortet gequält, ihr Blick sinkt wie Blei auf den Boden oder die Tischplatte. Doch sie lässt die Leute, die sich für ihren Vater interessieren, in ihr Haus, denn sie fühlt sich ihm verpflichtet.

Es nimmt kein Ende: Nach Gordon Zahn kamen Dutzende Historiker, Soziologen, Filmemacher, Reporter – oder Juristen

aus dem Vatikan. Alle wollen etwas über ihren Vater wissen: „Ich weiß aber nichts, wirklich nichts.“

Ihre beiden Schwestern haben kurzfristig unseren Gesprächstermin abgesagt. Loisi sei schüchtern, sagt Maria. Und Rosa habe leider Magenschmerzen bekommen, vielleicht, weil sie so ungern über die alten Geschichten spreche. Ich sehe sie auf einem neueren Foto im Album. Darin sehen die drei Schwestern aus wie viele Damen aus ihrer Generation: Sie tragen Kostüme und haben gepflegte graue Frisuren.

In St. Radegund ist es mit den Generationen heute so wie überall, auch in der Familie Jägerstätter: Die Kriegsgeneration ist sehr christlich, deren Kinder sind sehr kirchenkritisch, und deren Kinder spielen einfach gern Computer.

Maria wird gefragt, ob sie mal begeistert gewesen sei für ihren Vater.

Sie schaut auf den Boden, lacht kurz und sagt nichts.

Sie wirkt nicht wie eine Frau, die mit ihrer Geschichte im Reinen ist. Von den Kränkungen der vergangenen Jahrzehnte erzählt sie einsilbig. Sie will ja nicht, dass schon wieder geredet wird.

Die Töchter eines Heiligen haben es nicht leicht.

Dann sucht sie nach einem Wort, dass die Beziehung zu ihrem Vater beschreibt. Achtung? Liebe? Sie hat das Wort gefunden: „Ehre. Ich ehre ihn.“

Sie guckt aus dem verglasten Wintergarten zur Straßenecke. Da steht ein Schild: Jägerstätter-Haus.

Oben in der ersten Etage des Hofes sitzt auf einer Küchensbank Franziska, die Witwe. Sie ist 99 Jahre alt. Auf einer DVD läuft ein Rosenkranzgebet in Endlosschleife: Gegrüßtest seist du Maria, voll der Gnade, du bist gebenedeit unter den Frauen, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes Jesus.

Vor 69 Jahren sah Franziska ihren Mann zum letzten Mal.

Sie begleitete ihn zum Bahnhof. Sie hielten einander die Hände, bis die Zugtür sie trennte. Seitdem, sagte sie vor einigen Jahren, sei ihr Leben wie ein langer Karfreitag gewesen.

Bald wird sie wissen, ob es ein Wiedersehen gibt.

In den letzten Briefen an ihren Mann schrieb sie: „Gottes Wille er geschehe, wenn ich es auch nicht verstehe.“

Franz Jägerstätter wurde 1907 geboren. Seine Eltern waren arm. Die Mutter heiratete später einen Bauern, dann ging es ihnen besser. Franz besuchte nur die Volksschule. Beim neuen Vater gab es aber eine Tageszeitung und Bücher. Die las Franz, zum Beispiel Heiligenbiographien.

Als er ein junger Mann war, fiel er nicht als Heiliger auf, er trank und machte Mädchen an, wurde Vater eines unehelichen Kindes, er prügelte sich. Er war ganz normal. Und dann wurde er erwachsen. 1935 heiratete er Franziska. Er wurde ernster und ging in den Gottesdienst, sooft es ging. Statt einer Bauernhochzeit für das Dorf machten beide eine Hochzeitsreise nach Rom, später wurde er Messner in der Pfarrkirche.

Im Januar 1938 berichtete Franz Jägerstätter von diesem Traum, den er hatte:

Ein schöner Zug voller Menschen fuhr um einen Berg, Menschenmassen strömten hinein, auch die Kinder, fast niemand blieb draußen, und dann sagte ihm eine Stimme: Dieser Zug fährt in die Hölle. Dann war es ihm, als nehme ihn jemand bei der Hand.

Den Zug deutete er als Symbol für den Nationalsozialismus. Er glaubte fest daran, dass es eine Hölle gibt, und dass es ein Paradies gibt.

In den frühen siebziger Jahren wurde Jägerstätter in Österreich bekannt durch einen Fernsehfilm, eine große Dokumentation über ihn als Helden. Das empörte viele Leute in Radegund, manche grüßten Franziska Jägerstätter nach der Ausstrahlung erst recht nicht mehr.

Dafür kamen wieder neue Besucher aus Wien, Italien oder Amerika.

Eine Frau reiste 1979 aus Salzburg an. Erna Putz war Reporterin einer Kirchenzeitung. Sie wollte einen Artikel schreiben über diesen Helden, den viele nicht als Helden sahen.

Erna Putz interviewte Jägerstätters Witwe, die ihr auch den Stapel mit Franz' Briefen zeigte – und auch ein Büchlein, das er in der Todeszelle schrieb. Franziska hatte die Briefe Jahre für sich behalten. Erna Putz las sie begeistert.

Das veränderte ihr Leben. Sie kündigte ihre Stelle bei der Kirchenzeitung und blieb bis zu ihrem Ruhestand im Innviertel

wohnen, tippte die Briefe ab und schrieb mehrere Bücher über Jägerstätter. „Mich hat nie etwas so bewegt wie diese Spiritualität, diese Geradheit, diese Heiligkeit – verzeihen Sie, ich finde kein anderes Wort.“

Erst jetzt, Anfang der achtziger Jahre, als die Briefe nicht mehr in Sütterlinschrift auf vergilbten Briefbögen, sondern in Maschinenschrift auf weißem Papier existierten, lasen Jägerstätters Töchter, was ihr Vater ihnen aus der Todeszelle mitteilte. Er schrieb:

„Wenn man öfters an die Ewigkeit denkt, dann sind ja diese Opfer, die man hier bringen muss, eigentlich gar nicht so schwer. Auch Christus hat am Ölberg zum himmlischen Vater gebetet, Er möge den Leidenskelch an ihm vorübergehen lassen, aber nie dürfen wir dabei vergessen bei diesen Bitten: Herr, nicht mein Wille geschehe, sondern der deine.“

Die Briefe warfen all die alten, quälenden Fragen der Töchter wieder auf:

War dieser Vater gut?

War nur er klar, und alle anderen verrückt?

Maria, die Tochter, sitzt am Tisch und ächzt: „Wos immer die Leit ois wissen wolln.“

Am Tisch sitzt auch ihr Mann, der selbst am Kriegsende noch an die Front musste, obwohl er nicht mal erwachsen war. Weil Maria als einzige der drei Schwestern nicht Bäuerin war, sondern Bürobeamtin, übernahm sie in den achtziger Jahren die „Pressearbeit“ – Medienanfragen in Sachen ihres Vaters.

Wieder wurde der Vater zur Last. Wäre er einfach Soldat gewesen, habe sie manchmal gedacht „dann hätten wir es ruhiger gehabt, und die Mutter ein ruhigeres Leben“.

Jetzt musste sie Briefe beantworten, Reporter bewirten, mit Wasser und Kaffee.

Auch Jägerstätters älteste Tochter, die uneheliche, lebt heute noch. Sie wohnt in einem anderen Dorf, weiter südlich von St. Radegund. Hinter dem Gartenzaun ihres kleinen Reihenhauses steht sie und empfängt mich: Hilde, Jahrgang 1933.

Hilde war zehn, als der Vater starb, sie hat viele Erinnerungen an ihn und hatte kaum eine Last mit ihm, weil sie Abstand hatte zu St. Radegund.

Mit Hilde über ihren Vater zu reden ist unkompliziert, aber zu sagen hat sie auch nicht viel, obwohl sie Tränen in den Augen hat: „Das war einfach ein richtiger Vater, ganz ohne Heiligenschein.“

Sie erinnert sich: Wie er sie mit dem Motorrad besuchte und mit ihr fuhr, wie er 1940 mit dem Fahrrad kam, vom Bauernhof, mit Kisten voller Äpfel, Brot und Fleisch. An diesem Tag deutete er ihr, seiner ältesten Tochter an, dass er nicht in den Krieg ziehen werde.

Von seinem Tod habe sie dann im Volksempfänger gehört: Sie war bei der Tante in Wien. Es sei gemeldet worden, erinnert sie sich, der Wehrdienstverweigerer Jägerstätter sei hingerichtet worden.

Manchmal spricht sie heute im Gebet zu ihrem Vater, aber nicht wegen jeder Kleinigkeit. „Papa, hilf“, sagt sie. Und dann helfe er.

Schon 1940 wurde Franz Jägerstätter erstmals zum Wehrdienst eingezogen. Er absolvierte seine soldatische Grundausbildung und war rund ein halbes Jahr von Frau und Kindern getrennt.

Von den Kasernen aus schrieb er viele Briefe. Daraus geht hervor, dass er von anderen Soldaten nicht in Ruhe gelassen wurde, weil er manchmal in die Kirche ginge.

Er aber, er verroht nicht in dieser Soldatenwelt. Die böse Fratze des Faschismus wird ihm vielmehr mit jedem Tag deutlicher.

In den Briefen an Franziska, die durch die Zensur müsse, deutet er an, dass er mörderische Verbrechen mitbekommt, etwa Euthanasie:

„Ybbs: ist eine ganz schöne Stadt an der Donau. Es ist hier auch eine ziemlich große Irrenanstalt, die schon einmal stark besetzt war. Jetzt sind halt wahrscheinlich auch die Narren gescheit geworden, weil nicht mehr viele in dieser Anstalt untergebracht sind. Liebe Gattin, es soll schon auf Wahrheit beruhen wie du mir einmal erzählt hast was mit diesen Leuten geschieht. Wie uns ein Bauer, wo wir einquartiert sind erzählte, sollen sich hier schon traurige Szenen abgespielt haben.“

Er hat nur einen einzigen Freund, der Soldat ist und ähnlich gläubig. Beide treten jetzt in einen Laienorden ein, sie bleiben Brieffreunde. Der Freund stirbt an der Westfront fast am selben Tag wie Franz Jägerstätter.

Dann hat Franz noch einen zweiten Freund, den ehemaligen Dorfpfarrer, der sein Amt nicht mehr ausüben, aber weiterleben darf.

Seit wenigen Jahren ist Simon Sigl der Bürgermeister von St. Radegund. Sigl ist ein dynamischer Milchbauer mit Eigenheim, Kuhstall, Jeep und ersten Enkeln. In diesem Sommer will er den Jägerstätter-Weg einweihen, der von der Kirche zum Jägerstätter-Haus führt. Der Dorfbürgermeister Sigl hat nun eine Attraktion, um die ihn andere Bürgermeister beneiden. St. Radegund ist das selige Gegenbild zum nahen Städtchen Braunau am Inn – Hitlers Geburtsort.

Als Franz Jägerstätter im Frühjahr 1941 von seiner Grundausbildung zurück nach Hause kommt, hat er seinen Entschluss gefasst: Er will den Kriegsdienst verweigern, wenn er wieder einberufen wird.

Der Nationalsozialismus sei eine antichristliche Macht, er könne nicht für sie kämpfen, wenn er in den Himmel wolle.

Er denkt immer wieder an den Traum mit dem Zug, der in Richtung Hölle fährt.

Seine Frau aber hat Angst.

Sie will ihn von seinem Weg abbringen, einmal droht sie mit Liebesentzug, doch sie bereut das und unterstützt ihn dann. Fast alle Freunde wollen ihn umstimmen, „zur Vernunft bringen“, sagen sie, so auch der Dorfpfarrer, und auch der Bischof, zu dem Franz auf eigenen Wunsch hin für ein Gespräch fährt. Die meisten Theologen sagen, wie auch der Bischof, es stehe einfachen Leuten nicht zu, über Recht oder Unrecht eines Krieges zu entscheiden. Das sei Sache der politischen Führung.

Jägerstätter aber meint, wenn alle ihre Verantwortung auf Hitler abladen, müsse dieser eine Mensch mehr davontragen, als ihm zuzumuten sei.

Er fährt also nach Linz und bringt dem Bischof zehn Fragen mit, schriftlich. Etwa, wie es denn nicht sündhaft sein könne, einer Partei beizutreten, die Raubzüge unternimmt und die auch das Christentum ausrotten wolle:

„Warum soll denn jetzt das für gerecht und gut befunden werden, was die Masse schreit und tut? Kann man jetzt auch glücklich ans

andere Ufer gelangen, wenn man sich stets wehrlos vom Strom mitreißen lässt?“

Franz ist fromm, aber nicht angepasst. Er denkt Tag und Nacht über seine Entscheidung nach. Er behauptet sich, einsam. Der autodidaktische Bauer mit Volksschulbildung schreibt an den Bischof:

„Wenn also die deutschen Soldaten, die im Kampfe für den nationalsozialistischen Sieg ihr Leben lassen müssen, für Helden und Heilige erklärt werden können, um wie viel besser muss es dann noch für die Soldaten in den anderen Ländern bestellt sein, die von den Deutschen überfallen wurden und hinausziehen um ihr Vaterland zu verteidigen, kann man da den Krieg noch als Strafe Gottes ansehen, ist es dann nicht besser, zu beten, dass der Krieg fort dauere bis ans Ende der Welt, als zu beten, dass er bald aufhöre, wo doch so viele Helden und Heilige daraus hervorgehen?“

Aber die Briefe bringen ihm nur Kopfschütteln und das überlegene Lächeln der Höhergebildeten ein.

Der Bischof und fast alle Bürger machen sich das Argument der Nazi-Propaganda zu eigen, der Nationalsozialismus sei auf Seiten der Kirche, weil beide gegen den Bolschewismus seien.

Franz Jägerstätter aber bleibt dickköpfig. Er fragt, wozu ein Mensch denn sonst seinen Verstand und sein Gewissen habe, wenn er beide nicht nutzen solle.

Er kehrt der Kirche nicht den Rücken.

Auch seine Mutter versteht ihn nicht. Sie und die Familie sehen in den nächsten Monaten, dass Männer aus Radegund in den Krieg ziehen, dass viele fallen. Aber Franz hat Glück. Er wird fast zwei Jahre nicht eingezogen.

Dann kommt im Februar 1943 der Brief, und Franz Jägerstätter weiß, dass er sein Todesurteil ist.

Er bleibt einen Tag länger bei Frau und Kindern, als er darf, reist dann ab, verweigert den Kriegsdienst. Er kommt in U-Haft, sodann in das Berliner Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis.

Im Gefängnis verspotten und misshandeln ihn die Wärter, in seinen zensierten Briefen deutet er das nur selten und ironisch an. Die Häftlinge sehen hier kaum einmal das Tageslicht. Sie hören das Brüllen der Wärter oder die Angstschreie von anderen Inhaftierten. Franz Jägerstätter gibt sein letztes Brot ab. Er

schenkt es jungen Mithäftlingen aus Lothringen. Seine Wärter bemitleidet er wegen ihres schweren Loses.

In seiner Gefängniszelle liegt ein getrocknetes Veilchen, das ihm seine Tochter Rosi gepflückt hat.

Und dort liegt auch sein Gebetbuch.

In den letzten Wochen scheint Franz Jägerstätter schon mehr Freunde im Himmel zu haben als auf der Erde. Mit gefesselten Händen schreibt er seiner Familie immer mehr von Gottes Liebe und von seinem einsamen Glück:

„Hab auch ein sehr nettes Kämmerlein für mich allein. Es wird bestimmt nicht schlechter sein für mich, dass ich hierherkommen musste, denn Gott will nicht, dass wir verloren gehen, sondern dass wir ewig mit ihm glücklich sein dürfen. Wenn man gegen niemanden Rachedgedanken hat und allen Menschen verzeihen kann, wenn auch manchmal einem ein hartes Wort zugeworfen wird, so bleibt das Herz in Frieden und was gibt es Schöneres auf dieser Welt als den Frieden.“

Franz ist voller Leben, Güte und Fassung und schreibt einen kleinen Katechismus, ein religiöses Vermächtnis von 40 Seiten, der für seine Töchter bestimmt ist, weil er fürchtet, dass diese niemals mehr Religionsunterricht erhalten.

Er weiß nicht, ob es den kommenden Generationen noch möglich sein wird, selig zu werden. Er weiß nicht, ob das Böse siegen wird.

Er bleibt bei seiner Entscheidung, bei seinem Nein. Er bleibt dabei, obwohl das Gericht und sein Verteidiger ihn umstimmen wollen. Aber er versucht, zu überleben. Er bietet noch an, als Soldat Sanitätsdienst zu leisten, das Gericht nimmt den Vorschlag nicht an.

In den Briefen bittet er seine Töchter und seine Frau um Verzeihung, zeigt aber keinen Zweifel an seiner Entscheidung.

Seine Frau will ihn trösten und wirkt in ihren Briefen manchmal hilflos: „Mariadi sagt, sie kommt bald zu dir hinunter und hilft dir Russen fangen, dass du dann früher heimkommen kannst.“

Alle beteten auch in St. Radegund für den Frieden, aber der Frieden, den sich viele dort vorstellen, ist ein anderer; unter Frieden versteht Franz nicht nur, dass nicht mehr geschossen wird.

Vier Wochen vor seinem Tod besucht ihn seine Frau noch einmal im Berliner Gefängnis, begleitet vom Dorfpfarrer.

Die Eheleute können kaum ein Wort miteinander sprechen, weil der Pfarrer Franz überreden will, noch Frontsoldat zu werden. Sie streiten.

Franziska darf Franz nicht das Essen geben, das sie für ihn mitgebracht hat. Der Wächter verbietet es. Das erkennt Franz als Bestätigung: Später schreibt er an seine Frau, dieser arme Soldat hätte eben nicht anders handeln dürfen, und er selbst müsste noch viel unseligere Befehle ausführen, wenn er Soldat würde.

Er tröstet seine Frau in den Briefen; mehr, als sie ihn: „Wenn man öfters an die Ewigkeit denkt, dann sind ja diese Opfer, die man hier bringen muss, eigentlich gar nicht so schwer.“

Am Morgen des 9. August erfährt Franz Jägerstätter, dass dies sein Todestag sein wird. Mit anderen Häftlingen muss er in einen Lastwagen steigen, der fährt nach Brandenburg. Hier schreibt Jägerstätter seinen Abschiedsbrief an seine Familie. Der endet mit den Worten:

„Jesus Herz, Maria Herz und mein Herz seien ein Herz / Verbunden für Zeit und Ewigkeit. / Maria mit dem Kinde lieb, uns noch allen Deinen Segen gib.“

Ein Seelsorger ist bei ihm.

Um 16 Uhr wird Jägerstätter als Erster der Gruppe enthauptet. Seine Leiche wird verbrannt, die Asche verscharrt.

Niemals sonst, erinnerte sich der Seelsorger Jahre später, nach dem Krieg, sei er in seinem Leben einem Heiligen begegnet. Ordensschwwestern merkten sich, wo die Urne begraben wurde. Eine Schwester grub sie nach dem Kriegsende aus und brachte sie nach St. Radegund. Dort wurde sie an der Pfarrkirche wieder beigesetzt.

Mehr als sechzig Jahre später sprach die katholische Kirche Franz Jägerstätter im Dom von Linz selig. Danach lebte die müde Mutter noch einmal auf, und nun war auch den Töchtern gewiss, dass ihr Vater recht hatte und die vielen Leute im Dorf nicht.

Jetzt beten die alten Katholiken in St. Radegund den „seligen Franz“ im Himmel verzweifelt zu Hilfe, wenn sie beim Einkauf einen freien Parkplatz suchen. Franz Jägerstätter hat seine „bürgerlichen Ehrenrechte“ zurück.

Seine Tochter Maria sitzt nun im Wohnzimmer und wirkt beschämt. „Ja, es kann schon sein“, sagt sie und blickt auf den Teppichboden, „früher werde ich auch mal gesagt haben: Papa, warum hast du uns das alles angetan?“ Es war für sie und ihre Schwestern eine Zumutung, Tochter eines Heiligen zu sein. „So stark bin ich nicht.“

Noch in der Zeit um die Seligsprechung im Jahr 2007 machte sie eine Kur.

„Woher bist du?“, fragte ihre Zimmernachbarin.

„Aus St. Radegund.“

„Da kommt der Jägerstätter doch her, der Spinner.“

Dann nahm Maria ihren Mut zusammen.

Sie sagte: „Ich bin seine Tochter.“

(2012)



Wer versteht das alte Lied von den Königskindern?

Zur Erinnerung, das geht so:

Es waren zwei KönigsKinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

So ist es am Anfang. Am Anfang ist die Trennung. Dieses Lied von den Königskindern ist schon viele hundert Jahre alt, es ist immer noch bekannt, aber wird nicht mehr oft gesungen. Es liegt in einer Ecke auf dem Dachboden verstaubter Erinnerungen. Aber es glänzt, wenn man den Staub abwischt.

Es sagt ganz am Anfang: Die Welt meint es nicht gut mit uns. Ach nein, es sagt nur: Sie meint es nicht gut mit zwei Königskindern. Selbst mit denen nicht, obwohl diese von Königen abstammen, das heißt: von Gottes Gnaden sind.

Die beiden sind getrennt voneinander. Die Begegnung wäre die Erfüllung. Zwischen ihnen liegt aber Wasser. Dieses Wasser kann man sich vielleicht als See vorstellen, der von unendlich ho-

hen Bergwänden umgeben ist. Mehr ist ja auch nicht zu erfahren. Es bleiben Fragen: Woher kennen die beiden sich, wie alt sind sie? Sind es wirklich Kinder? Warum lieben sie sich, weshalb sind sie getrennt? Haben sie sich überhaupt schon mal gesehen? Oder geht es um Sehnsucht, Hoffnung, Traum, Verheißung? Man weiß garnichts, außer dass beide einander liebhaben.

Das allerdings genügt. Gerade deshalb, weil das Lied mit so wenigen Worten eine wichtige Geschichte erzählt, muss man genau hinhören, um sie nicht misszuverstehen. Denn es wird schnell missverstanden (dazu später mehr).

Hört man gleich gut hin, kann man hören: Die Kinder sind nicht verliebt und lieben sich nicht, sondern haben einander lieb. Das ist wichtig. Es klingt aufmerksamer und zugewandter; weder kitschig noch donnernd, nicht nach Lovestory und auch nicht wie theologische oder politische Kanzelreden von der Liebe. Diese Liebe behält ihre Geheimnisse für sich. Man erfährt nur eines: Dass sie nicht sein darf.

Ach Liebster könntest du schwimmen,
So schwimm doch herüber zu mir!
Drei Kerzen will ich anzünden,
die sollen leuchten zu dir.

Die beiden aber scheren sich nicht um das Hindernis. Sie haben Vertrauen, dass es gut ausgehen wird. Sie versuchen das Abenteuer. Die Hoffnung beflügelt sie. Sie sind mutig, wahre Königskinder. Sie wollen nicht glauben, dass die Liebe nicht sein darf.

Bei der Ballade von den Königskindern handelt es sich um ein geheimnisvolles und sehr altes Volkslied. Es ist traurig, trotzdem hat es Jahrhunderte überlebt, in heiligen Wäldern und unter guten Monden.

Woher kommt es? Wissenschaftler sagen, das Lied sei an Höfen im Mittelalter entstanden, als Import der antiken Ovid-Erzählung von Hero und Leander. Ab dem 15. Jahrhundert sangen es zunehmend auch Nichtkönige.

Über die Zeit entstanden Hunderte Versionen. Erst um 1800 wurden die ersten gedruckt. Neue Interpretationen kommen von Achim Reichel und von einer Band mit dem Namen „Bobo in White Wooden Houses“, die durch einen Selbstmord des Gitarristen früh getrennt wurde.

Hoffnung macht getrennte Liebe haltbar. Aber ein Wiedersehen gibt es nicht. Denn:

Das hörte eine böse Nonne,
die tat, als wenn sie schlief;
Sie tat die Kerzlein auslöschten,
der Jüngling ertrank so tief.

Es geht um das Böse. Raffinierterweise ist auch darüber nichts Näheres zu erfahren. Die Motive der Mörderin bleiben völlig unklar. Klar ist nur: Es war eine Nonne. Man kann sich dazu vieles vorstellen. Etwa, dass sie eifersüchtig war, sie konnte es vielleicht nicht haben, dass die Kinder gegen den kleinen Katechismus der katholischen Kirche zu verstoßen gedachten. Vielleicht hatte sie eine schwere Kindheit. Vielleicht ist das Lied eine fundamentale Religionskritik? Kein Motiv ist auszuschließen, nicht einmal Langeweile. Man erfährt nur, dass die Täterin „böse“ ist.

Auch das genügt.

In einer Version des Lieds ist die Rede von einer „Norne“ statt Nonne, das wäre eine germanische Schicksalsgöttin. Die Legende, wonach die ursprüngliche Norne erst im Volksmund nur Nonne geworden sei, sei aber nicht richtig, schreibt der Musikhistoriker Eckhard John: „Tatsächlich gibt es in der Überlieferungsgeschichte der Ballade keinerlei Hinweis darauf, dass eine ‘Norne’ hier jemals eine Rolle gespielt hat – vielmehr ist in den ältesten Belegen aus dem 16. Jahrhundert von einem ‘wunderbösen Weib’ die Rede.“

Wunderböse!

Um Schicksal geht es also nicht. Für eine Geschichte über das Schicksal wäre keine Nonne nötig, nicht mal eine Norne. Ein schlimmes Schicksal wäre es auch, oder jedenfalls ließe es diese Deutung zu, wenn ein Sturm die Kerze gelöscht oder der Königssohn im Wasser einen Herzinfarkt erlitten hätte.

Das Böse trägt Schwarz, will herrschen, manipulieren, es ist übergriffig und mitleidlos, menschlich erscheint es nicht. Es wäre völlig uninteressant, wenn es nicht so verletzend wäre.

Ein Lufthauch kann genügen. Es braucht nicht mal ein Schwert. Die Nonne ist nicht das große Böse, die Kinder verkörpern nicht die große Liebe. Das gesichtslose, armselig eigenschaftslose Böse zerstört das geheimnisvolle, kleine Gute.

Das Böse als Nonne trägt ein schwarzes Gewand, wie ein Pfarrer, wie ein Königspinguin.

Die Geschichte geht noch weiter. Die Königstochter, vom Unglück wissend, geht allein ans Ufer. Sie verabschiedet sich von ihrer Mutter, die ihre Tochter nicht aufhalten kann. Es ist Sonntag, sie bleibt der Kirche fern, geht zum Seeufer und trifft dort einen hilfsbereiten Fischer.

„Ach Fischer, liebster Fischer,
Willst du verdienen groß Lohn?
So wirf dein Netz ins Wasser
Und fisch mir den Königssohn!“

Er warf das Netz ins Wasser,
Es ging bis auf den Grund;
Er fischte und fischte so lange,
Bis er den Königssohn fand.

Die Teilnahme an der Leichenobduktion ist ein schwacher Trost. Oder?

Sie schloß ihn in die Arme
Und küßt seinen bleichen Mund
„Ach Mündlein, könntest du sprechen,
So wär mein jung Herz gesund.“

Die Liebe erfüllt sich nicht, aber sie bleibt. Ist das wenig oder viel? Die Königstochter nimmt ihren Ring vom Finger und ihre Krone vom Kopf und gibt sie dem Fischer als Lohn. Davon solle er seinen armen Kindern Brot kaufen. Sie ist immer noch fähig zum Mitleid. Der Fischer ist ein Zeuge der Geschichte. Er wird sie nicht vergessen.

Die Königstochter aber überlebt nicht:

Sie schwang um sich ihren Mantel
Und sprang wohl in die See:
„Ade mein Vater und Mutter,
Ihr seht mich nimmer mehr!“

An dieser Stelle weint unsere kleine Tochter sehr und lässt sich kaum trösten. Sie fragte einmal, dieses kluge Kind: „Warum hat Gott die Welt so gemacht, dass es traurige Lieder gibt?“ Deswegen schrieb ich diesen Text.

Sie ist tot, er ist tot, die Mörderin lebt glücklich weiter. Das alles ist schwer zu verstehen.

Wie schwer, das sieht man auch im Internet. Denn was lernt dort ein deutscher Siebtklässler, wenn er nach der Interpretation googelt? Nichts. Die Schwarmintelligenz hat alles missverstanden. Wikipedia meint, es sei eine moralische Geschichte mit folgender Lehre: „So sollen Eltern ihre Kinder nicht behandeln. Liebende soll man nicht behindern.“ Wer aber ist „man“? Bei Wikipedia wird das Lied als antibürgerliche Emanzipationslyrik verstanden: „Mit dem Liedinhalt wird bürgerliche Anpassung eingeübt und milieukonforme Sozialisation betrieben.“ Dabei geht es im Lied nicht um Bürger oder Milieus oder „Einüben“. Die Mörderin war irgendeine Nonne. Wikipedia aber ist zur Ansicht gelangt, das Lied handle vom „Generationen-Konflikt“: „Die Schwierigkeiten, die dabei auftauchen, werden nicht individuell gelöst, sondern in stereotypen, unpersönlich starr wiederholten Dialogteilen gleichsam allgemeingültig gemacht und eingefroren.“

Das mag für manchen Siebtklässler klug klingen, denn man kann es eigentlich nicht verstehen.

Gemeint sind die unwesentlichen Strophen, die das Gespräch von Mutter und Tochter schildern. Die Mutter hätte also sagen sollen: „Dein Liebster ist gerade ertrunken, mein Kind, wollen wir darüber sprechen?“, sie hätte einen Termin beim Sozialpädagogen beantragt, und alles hätte sich zum Guten gewendet?

Der Fluch stereotyper Kommunikationsmuster im familiären Umfeld? Och, nö.

Auch einen Generationenkonflikt gibt es im Lied nicht. Es steht nirgendwo, dass die Eltern die Liebe verboten hätten. So bleibt letztlich auch Wikipedia ratlos: „Eine Lösung für den Konflikt zwischen den Generationen bietet die Ballade allerdings nicht.“

*Das Lied bietet keine Lösung.
Wäre auch viel verlangt für ein Lied.*

Das Lied berührt die Frage, warum getrennt sein muss, was beieinander sein möchte. Man kann es als religiöse Allegorie verstehen, für den vergeblich zu Gott schwimmenden Menschen, einen aufopferungsvoll zum Menschen schwimmenden Christus oder was auch immer. Eine sozialkritische, moralische

oder melancholische Geschichte ist es auf keinen Fall. Und auch keine darüber, dass im Jenseits alles gut werden wird. Auch der Selbstmord ist kein gefühlsduseliger Selbstmord wie in Goethes Werther. Es ist ein kühler, konzentrierter, gefasster Selbstmord. Es geht in dem Lied ganz einfach um die *Erfahrung* des Bösen.

Und natürlich geht es um die Hoffnung. Es lässt zumindest hoffen, dass die Hoffnung auf ein freies Leben trotz der schrecklichen Erfahrungen in der Welt bleibt. Der Glaube spielt, in der Person der Nonne, eine ungute Rolle, abgesehen davon gar keine. Die Liebe stirbt. Die Hoffnung aber stirbt nicht, zumindest bleibt das offen. Die Begegnung mit dem Fischer weist in die Zukunft. Er wurde von der Königstochter reich beschenkt – bzw. seine Kinder, die das Leben vor sich haben. (2016)

3

Digitalisierung

Neugier bringt mich zu Werner, dem Lokalreporter. In seinem Büro ist es einsam geworden. Aber wir gehen raus und singen mit anderen

1

Wissen Sie, was ein Reporter ist? Ein Mensch, der rausgeht in die Welt, um anderen davon zu erzählen, was er gesehen hat. Der Reporter will nichts beweisen, niemanden überzeugen, er will etwas erfahren. Der Reporter ist nicht Partei, sondern wie ein Vogel, der über die Welt fliegt und sie überblickt – und wie ein Frosch, der von ganz unten schaut. Er erzählt den Falken und Adlern oben dann die Geschichten von unten – und den Würmern und Hunden unten vom Fliegen. Er erzählt den Rechten von den Linken und den Bunten von den Schwarzweißen. Der Reporter ist nicht an Macht interessiert, sondern an echten Geschichten, am Erzählen, am Mitteilen, am Gespräch. Der Reporter ist etwas anderes als die vielen Schreiber, die wir alle sind. Er postet nicht, er teilt nicht sich mit, sondern seine Wahrnehmung von der Welt – das, was er sieht und bezeugen kann. Reporter sind vom Aussterben bedroht. Die Verlage müssen sparen. Es ist günstiger, Texte aus Informationen zu formen. Man kann sie aus dem Netz saugen, sie mit etwas Polemik oder Meinung anreichern. Es ist aufwendiger, rauszufiegen und das Leben dort, wo es ist, zu beobachten. Und Wirkungen entstehen zu lassen, zu sammeln, zu horten und weiter zu verschenken.

2

Wir steigen ins Westfälische Dampfboot und fahren nach Osnabrück. Hier gibt es einen Verlag, der die „Neue Osnabrücker Zeitung“ herausgibt und am Rande auch eine kostenlose, einzig durch Anzeigen finanzierte Zeitung: die „Osnabrücker Nachrichten“. Viele wollen sie nicht haben und haben Aufkleber an ihren Briefkästen, auf denen steht: bitte nicht einwerfen. Denn die Zeitung ist wirklich voller Anzeigen, dazwischen ist nur noch wenig Platz für Text. Für dieses Blatt arbeitet Werner Hülsmann, als Reporter. Im Büro sitzen der Redaktionsleiter, zwei sogenannte Blattmacher, der freie Mitarbeiter Lintel und Werner. Er ist hier, wenn man so will, der letzte Reporter.

3

Vormittags um elf geht Werner raus. Er nimmt seine Spiegelreflexkamera und den Block. Ich weiß nicht, ob seine Neugier noch lebt, vielleicht geht er raus, um nicht im Büro sein zu müssen, oder den Leuten zuliebe, die ihn anrufen. Eine Kunstgalerie hat heute neu eröffnet. Es soll ein kleiner Text für Werners Szenekolumne entstehen. Die Galerie liegt an einer Straßenkreuzung, darin gibt es Skulpturen: Köpfe aus Bronze, die aus bergmassivartigen Formationen herausblicken. Eigentlich ist Werner nicht hier, weil er das interessant findet, sondern weil der dem Galeristen einen Gefallen tun will, den er schon lange kennt; Werner ist seit mehr als 25 Jahren Reporter. Der Galerist ist seit mehr als 30 Jahren eine wichtige Person der Kulturszene, er war mal der Kulturdezernent. Werner stellt ihm Fragen und schreibt Stichworte in seinen Block. Der Galerist ist 78. Der Reporter ist 61. Sie sind umgeben von Skulpturen aus Bronze.

4

Achenbach ist der Redaktionsleiter. Er setzt den Plan um, den Verlags-Chefredakteur Geisenhanslücke verfolgt: Die „Osnabrücker Nachrichten“ sollen nicht mehr so gut sein, wie sie einmal waren. Sie sollen weniger exklusive Texte enthalten, keine politischen Themen. Damit das Angebot der Tageszeitung für Leser

vergleichsweise attraktiver ist. Es ist so, als würde die Deutsche Bahn die Sitze in der zweiten Klasse mit Stahlsitzbezügen beschlagen, damit die erste Klasse gebucht wird. Achenbach wirkt überzeugt und sagt, der Plan nutze dem Gesamtunternehmen. Dafür muss er mit immer weniger Redakteuren auskommen. Zwei Redakteure, Krause und Limberg, füllen die Seiten der Zeitung mit Texten: copy and paste, eine leichte Bearbeitung, eine Überschrift darüber. Der E-Mail-Eingang ist die Hauptquelle geworden. Das kleine Team arbeitet still. Das Telefon klingelt kaum. Die Redaktionssoftware heißt „Dialog“. Im Flur vor dem Kaffeeraum hängen Sprüche des letzten Mitarbeiterentwicklungsseminars: „Mut zur Weiterentwicklung.“ Die Unternehmensberater waren auch hier, diese unverschämten Zyniker.

5

Weil er das Leben beobachten will, nimmt sich Werner dafür die Zeit. An diesem Abend fährt er mit seinem „VW Up“ auf das Hafengelände. In einem Festzelt findet eine Veranstaltung mit dem Namen „Rudelsingen“ statt. Auf dem Weg dahin begegnet Werner einer mittelalten Frau. Sie erzählt mit infantiler Begeisterung, dass sie sich auf das Rudelsingen freue. Dieses sieht schließlich so aus: Zweihundert Menschen, überwiegend Frauen, die dreimal so alt sind wie Teenager, stehen in dem Zelt. Auf der Bühne spielen zwei Musiker, Vater und Sohn, mit Gitarre und Trommel. Sie singen: Country Roads, Udo Jürgens, „Ein Hoch auf uns“. Die Songtexte stehen an der Wand. Die Leute stehen auf und singen im Rudel. Einige sind angetrunken. Wir singen „Über den Wolken“. Werner steht am Rand. Er trägt eine kantige Brille, ein Polohemd. Ich frage ihn:

„Wie findest du das jetzt, Werner?“

„Na ja. Es ist wie therapeutisches Reiten. Aber ich spüre hier eine Freude bei den Leuten, die darf ich ja nicht kaputtmachen, wie käme ich dazu?“

Sieht man die Dinge anders, wenn man den Leuten ins Auge blickt?

„Ja, man muss rausgehen. Für einen Journalisten ist das absolute Pflicht. Sobald man rausgeht und eine Geschichte macht, fühlt man sich als Reporter gut, selbst beim Rudelsingen. Man kann

sich der Welt nicht nur aus dem Internet nähern. Nur dann behält man eine frische Sicht. Dann kommt man auf Ideen, man ist anders dabei. Man erfährt was.“

6

Eine Lokalzeitung, sagt man, muss „nah an den Leuten“ sein. Schon die erste Ausgabe der „ON am Sonntag“ erscheint in diesem Sinne am 2. April 1995. Die Zeitung ist, für ein kostenloses Sonntagsblättchen, ambitioniert. Auf der Titelseite hat sie ein selbstgemachtes Interview mit Berti Vogts, nicht von der dpa. Es gibt eine Nachricht über die gute Lage am Arbeitsmarkt, die Erfolge Boris Beckers, eine Kurdendemonstration. Und den ersten Teil der Serie „Aus Trümmern auferstanden – Osnabrück nach dem Weltkrieg“. Werner schlüpft in Rollen. „Ein Tag als“ heißt seine Rubrik: Werner als Papiermacher, Herbergsvater, Kfz-Mechaniker, Tierpfleger, Fluglotse, Bauer, Tänzer. Ein Tag als Schausteller, darüber schreibt er: „Ich erinnere mich an die kernigen Typen, die man als Kind bewundert hat. Arme tätowiert, Zigarette im Mund, die Matte weht im Wind, dann bei voller Fahrt und akrobatisch verrenkt die Karten kontrolliert. Später war das zum Finale runterrutschende Schmuse-Verdeck das Highlight. Wer Glück hatte, knutschte irgendeine Kirmes-Freundin. Auch das übernahm schon mal der Tätowierte. So etwas ist heute alles nicht mehr drin.“ Über die Neueröffnung eines Lokals durch einen großwahnsinnigen Gastronomen schreibt er: „Man muss sich halt immer etwas einfallen lassen. Nachdem der kernige Pistenwolf, der zuweilen dreinschaut, als sei das Jüngste Gericht höchstens von ihm noch abzuwenden, vor fünf Jahren die ‘Kartoffel’ als kulinarisches Evangelium etablierte, schenkte er nun einem anderen Gaumen-Evergreen ein Zuhause.“ Ach Gott, was für Zeiten und Orte.

7

Früher druckten die „Osnabrücker Nachrichten“ jede Woche Leserbriefe. Heute nicht mehr. „Eigentlich bekommen wir keine mehr“, sagt Redaktionsleiter Achenbach. „Aber das ist ja ein gutes Zeichen, sage ich immer.“ Als aber kürzlich ein Hotelgutschein verlost wurde, da gab es dreitausend Einsendungen.

Werner hängt an seiner Arbeit, wie sie früher war, und das ist Realleiden, nicht Altersmelancholie. Der Lokaljournalismus war hektisch und laut. Werner hält die Stille heute kaum aus. Nur in der Erinnerung erschließt sich an diesem Ort noch, wie unruhig im Büro der „Osnabrücker Nachrichten“ vor zwanzig Jahren gearbeitet wurde. Das weiß ich selbst gut, denn hier habe ich als Schüler begonnen, Reporter zu sein: Die Zeitung hatte ein eigenes Gebäude an der Hauptstraße, mit Empfang und großen Schildern. Damals gingen freie Mitarbeiter mit analogen Spiegelreflexkameras rein und raus, es gab ein Lokalressort und ein Sportressort und Politikseiten. Es gab einen Redaktionsleiter, einen Lokalchef, zwei Lokalredakteure, zwei Sportredakteure, einen Autoredakteur, eine Reisedakteurin. Und es gab Werner. Unten am Empfang gaben Zuhälter Inserate für Prostituierte auf und zahlten mit blauen Hundert-Mark-Scheinen.

Werner arbeitete oft bis spät in der Nacht. Es gab Kaffee und Zigaretten. Heute ist alles bequemer.

An einem Morgen spazieren wir gemeinsam zum Lokalradio. Das Lokalradio will, dass Werner einmal die Woche Veranstaltungstipps einspricht. „Das war Werners Cocktail, präsentiert von den Osnabrücker Nachrichten“, soll es am Ende dieser Einpielung heißen. Der Radiochef bittet Werner, Platz zu nehmen. „Das ist doch Werbung für euch und gut für uns“, argumentiert er. Werner zögert, ehe er zusagt. Er hat ja genug Arbeit. Zehn Stunden am Tag, manchmal vierzehn; einen Zusammenbruch vor einigen Jahren, zu viel Kaffee, jetzt Halbmarathon. Und nun noch eine Kolumne für das Radio? Um für die „Osnabrücker Nachrichten“ zu werben? Der Chefredakteur sagt: „Werner hat eine klare und eigene Sprache. Werner ist eine Marke hier in Osnabrück. Jeder kennt Werner. Wir haben darüber nachgedacht, jüngere zu fragen. Aber die Jüngeren sind alle so langweilig.“ (2017)



Der Stall, von dem aus Neugier ritt, als ein Schloss erinnert
Merkmal eines Schlosses ist, dass dort vieles unter dem Stern
der Politik steht

„Sie konnten alle gut sprechen, wenn sie auf der Straße waren, aber wenn sie in das Schlosstor traten und die Gardisten in Silber sahen und die Treppen hinauf die Lakaien in Gold und die großen erleuchteten Säle, dann wurden sie verwirrt. Und standen sie gar vor dem Throne, wo die Prinzessin saß, dann wussten sie nichts zu sagen als das letzte Wort, was sie gesprochen hatte.“

Auch das ist aus dem Schneeköniginmärchen.

Eine *Organisation* ist ein Kulturschatz, aber auch eine Falle. Man braucht sie, um größer zu werden: um zu lernen und um sich zu spezialisieren, um vom liebenswürdigen Bastler zu einem Profi zu werden. Nur als Profi hast du eine Chance. Aber innen drin gibt es auch Strudel und Fallgruben, die man oft spät erkennt. Erst denkst Du: *Oh ja*, in dieser Organisation kann ich mich mit den besten Experten organisieren. Das hilft mir weiter, und wir fliegen zur Sonne. Und dann irgendwann merkst Du, sie organisiert auch Dich, und die Kräfte, die darin wirken, sind die der Freundlichkeit und des Ehrgeizes, der Loyalität, aber auch die der Macht, der Politik. (Erinnern Sie sich an Krabat? An ihn und die jungen Raben-Menschen, die um die schwarze Mühle kreisen, und die alles ihrem Meister zu verdanken haben, dem Zauberer, der junges Leben schenkt?)

Mehr als zehn Jahre arbeitete ich für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Es gab keine qualitätvollere Zeitung als diese. Ich wurde im Ressort Wirtschaft eingesetzt. Meine Zuständigkeit lautete gemäß dem vergilbten *Zuständigkeitsverzeichnis*:

„Landwirtschaft, Menschen, Wein“.

So geben Organisationen den Menschen eine Funktion, und es war mein besonderes Glück, dass man mir die Menschen gab.

Der König im Wirtschaftsschloss war mächtig und stolz wie ein König. Bisweilen erinnerte er mich an einen Königspinguin,

der im Licht der Sommersonne über das ewige Eis stolziert, aber leider nicht bemerkte, dass es schmelzendes Eis ist. Ich nahm mir manchmal die Freiheit, traurige Texte zu schreiben, denn ich war dafür ja zuständig: Menschen. Der König hatte es nicht mit der Traurigkeit, jedenfalls nicht bei Tageslicht. Er sagte immer, wenn man etwas traurig fand: Die Leute müssten ja nicht. Denn wir hätten ja Markt, die Freiheit, es gebe keinen Zwang. So reden Könige in ihren Schlössern der Freiheit. Mit wurde zunehmend klar, dass es Unsinn war, viele Lebenswirklichkeiten betreffend, wenn es für andere Menschen bestimmt auch zutreffen mochte.

Die Flure waren grau, aber nur auf die Farbe bezogen. In Wahrheit waren sie voller Geist und Stolz. Hinter allen Türen saß die Klugheit.

2019 kündigte ich sehr schweren Herzens meine Festanstellung, ging zum „Bundesamt für Statistik“, aus Poesie. Der König wurde nach seiner Freistellung nie wiedergesehen und geriet sofort in Vergessenheit. Jetzt war der nächste König interessant. Ich vergesse meinen König aber nicht. Wenn man zu zweit saß, hatte er freundliche Augen. Er wird mir keine Freiheiten mehr ermöglichen. Jetzt sind wir beide draußen in den Wäldern. Ich danke ihm. Er hat mich freilaufen lassen. Das ist für einen Schlossherrn nicht selbstverständlich. Ich widme diese Sammlung auch ihm. In distanzvollem Respekt.



Der Tag, an dem die Maschinen uns jede Last abgenommen haben werden

Um 6.55 Uhr sendet das Armband die Schlafstatistik an den Wecker und an die Kaffeemaschine. Die Tiefschlafphase endet in sieben Minuten, der Wecker klingelt um 7.03 Uhr. Der Kaffee ist heute eine mittelstarke Röstung aus dem Hochland Ecuadors. Der Kühlschrank schiebt die Brombeermarmelade raus, diese Kombination hatte sich in den vergangenen Jahren signifikant als

leistungsförderlich und aktivitätsstimulierend erwiesen an vergleichbaren Spätsommertagen mit mittlerer Temperatur, hoher Luftfeuchtigkeit und einer gewissen Regenwahrscheinlichkeit.

Von den Regressionen, Progressionen und Zeitreihenanalysen bekomme ich nichts mit. Ich lese sogar noch eine Zeitung auf Papier, das bekomme den Augen besser, sagt die Brille. Meine ironische, romantische Viertelstunde. Outlook wertet derweil die Termine aus. Es erkennt anhand des Schriftverkehrs zwei Gesprächstermine von gewisser formeller Bedeutung. Der Kleiderschrank rumpelt. Eine vorgebundene Krawatte – ein Enten-Motiv, gemäß dem im Outlook festgeschriebenen Zielort „Hotel Jagdhaus Wiese“, Sauerland – und blau-beige Kleidung aus leichter Baumwolle liegen nun bereit. Die Transpirationsstatistik war nicht gut zuletzt, das System setzt bei den Stoffen an.

Weil die Wetterdaten 70 Prozent Regenwahrscheinlichkeit für den Sauerlandkreis am Nachmittag vorhersagen, und weil ein Großteil der Besucher des Jagdhauses Wiese zuletzt dort auch Spaziergänge unternommen hatten, liegt auch schon ein Schirm da. Ich lasse ihn liegen, gehe raus und höre noch, wie sich das Fenster schließt, denn der Wind nimmt jetzt zu, und das bekommt den Zitronen im Wintergarten nicht gut, die endlich reif werden sollen, und ich hatte dem Klimasystem gesagt: Es ist wichtig, dass es den Zitronen gutgeht.

Das Auto hat Bus und Bahn längst abgelöst. Die Deutsche Bahn wurde in den Maghreb verkauft, wo man an so etwas noch glaubt; nun fahren die Züge durch die Wüste. Der datenoptimierte Individualverkehr, mit einer Menge „Sharing“, war hierzulande ökologisch überlegen. Ich habe sogar noch ein eigenes Auto, wegen der Arbeit. Es fährt mit den anderen über die Straßen wie Gondeln über die Kanäle. Ferngesteuert und wegoptimiert, sie sind rund wie Autoscooter, innen Büros, Schlafzimmer oder Heimkinos, oder Sammeltaxis; die halten per Klick.

Das Auto bietet schönen Komfort, wie in der Businessclass. Mein Auto ist groß, denn ich brauche eine Liege und einen Schreibtisch. Ich bin Funktionär auf einflussreichem Posten. Das Auto fährt jetzt von allein los. Heute zwei Stunden, ich lese vorbereitende Texte, und schaue aus dem Fenster auf große Windräder und sehr große Windräder und Wald. Das Auto hält

einmal zum Stromtanken an, dort, wo die Wartezeit kurz ist und der Preis günstig, es bezahlt mit meiner Kreditkarte. Ich gehe kurz an die Sonne raus und rauche meine Zigarette, die einen optimierten Nikotingehalt auf Basis meiner Herzwerte und eine Geschmacksrichtung von Apfel und Menthol auf Basis der Geschmackspräferenzen enthält, wie sie Menschen und insbesondere Männer meines Alters und meines Bildungsgrades in vergleichbaren Situationen eben haben, beruflich und montags und vormittags. Das alles ist zugegebenermaßen etwas albern, aber auch zeitgemäß und praktisch, und man gewöhnt sich schnell daran. Das Auto fährt dann weiter auf dem schnellsten Weg auf der Basis von Stau- und Wetterdaten, historischer und gegenwärtiger Datenabgleiche. Alle Sorgen von Autofreiheitsmobilisten waren unbegründet: Seitdem wir das Lenkrad nicht mehr in den Händen halten, sondern gefahren werden, fühlt es sich gar nicht an wie „fremdgesteuert“, sondern wie „noch freier“, auch wenn wir das anders befürchtet hätten.

Es ist Zeit für Bildung, für die Vorbereitung. Ein Podcast zum Thema des Meetings, den das Informationmanagementsystem auf Basis der Durchschnittsbewertung schnell herausgesucht hat, läuft zeitgerecht über die Lautsprecher. Man muss sie nicht sehr laut stellen, denn die Straßengeräusche werden vom Audiosystem herausgefiltert, und es ist sonst ganz still im Auto. Ich lese die Tageslosung und organisiere ein bisschen meinen Abend über mein Reiseprofil auf Tinder. Wisch und weg; ein schönes Ritual aus der alten Zeit. Es hat sich auf vielen Ebenen durchgesetzt. Was stört oder hässlich ist: einfach wegwischen. Als ich meiner Nichte ein altes Foto von Uropa gezeigt habe, schwarzweiß im Mahagoni-rahmen, hat sie den Daumen angesetzt und nach rechts gewischt.

Der Termin um 11 Uhr ist ein Gespräch über die Wasserthematik in Großstädten in Zeiten der Klimakatastrophe, eine Delegation aus Anatolien ist zu Gast. Es ist ein warmer Empfang, und anschließend gehen wir im Nieselregen spazieren; leider hatte ich keinen Schirm eingesteckt.

Im Radio auf der Rückfahrt laufen individualisierte Nachrichten; ich persönlich interessiere mich sehr für Vietnam, Mexiko, islamistische Terroranschläge, Yoga, Passionsmusik mit Oboe und die Zweite Bundesliga. Auch ist mir Schlaf wichtig.

Powernapping geht hier gut. Mein Puls ist etwas überhöht in letzter Zeit, auch verglichen mit vergleichbar alten Männern mit vergleichbaren Interessen. Letztlich sind die Systeme aber noch überfordert, eine adäquate Problemlösungsstrategie zu finden. Der Arzt wusste auch nicht weiter, wie auch. Weniger Nikotin, Tannenbaumöl im Duftbaum, die milde Röstung am Morgen und stetiger Fünfmintenschlaf am frühen Nachmittag sind derweil die Empfehlungen; und sicher wird es bald auch helfen.

Urlaub war auch lange nicht. Personen in vergleichbaren Lebenssituationen hätten sich für eine Flugreise nach Island entschieden, sagt mir das System auf Nachfrage: Halbpension, Leihbademantel, und jederzeitiger Zugang zum warmen Geysir. Ferner haben vergleichbare Manager dort den neuen Managementratgeber „Ich habe Hirn, ich will hier raus“ und das Standardwerk „Das erschöpfte Selbst“ (Campus-Verlag) gelesen sowie den Züricher Regionalkrimi „Das Ende vom Lied“ (Nagel & Kimche). Ich bestätige schnell mit einem Klick, dass auch ich das alles will, nächste Woche.

Die freien und hinzugewonnenen Hirnkapazitäten nutze ich überdies für stundenlangen Austausch mit meinen 649 Freunden auf Egogram, dem Social Network, das sich letztlich durchgesetzt hat. Hier darf man nur Selfies und Videobotschaften posten, die höchstens fünf Sekunden lang sind und die sich nach einer Minute automatisch löschen. Dann macht es „plop“, man kann das Geräusch aber per doppeltes Augenzwinkern ausstellen. In einer privaten, kleinen Whatsapp-Gruppe mache ich mit alten Freunden aus der Warcraft-Gruppe überdies gern Witze über die Fußballspiele vom Wochenende. Es kursieren dort Kurzvideos von den dümmsten Rückpass- und Stoppfehlern, köstlich! Ach, als wir noch spielten.

Die Systeme wissen, was mir und meinesgleichen guttut. Am frühen Abend hält der Wagen kurz bei „Da Enzo“, wo Giovanni schon ein leichtes Nudelgericht bereitgestellt hat, das sich mit dem Workout am Abend verträgt. Meine historischen Muskelzuwachsdaten haben einen Trainingsschwerpunkt auf Trizeps und Rückenlende induziert. Danach Sauna, aber nicht zu lang, sagt die Auswertung der Datenbanken von evidenzbasierten epidemiologischen Studien.

Dann gehe ich nach Hause. Das Hausklima ist schon schlaf-optimiert, aber zitronenfreundlich herunterreguliert. Dann gibt es noch einen Grund zur Freude: Die drohnenbasierte Vogelnestkamera hat tagsüber die jungen Meisen „gestreamt“ – oder wie sagt man in solch einem Fall? –, für die ich mich seit Wochen sehr interessiere. Als sie einen Regenwurm geliefert bekamen von ihrer Meisenmama, darauf fokussierte die fledermausleise Kamera extrem, so dass man ihre freudigen Blicke gut sehen konnte und das Glänzen in ihren schönen Meisenaugen.

Die Individualität meiner Bedürfnisse ist atemberaubend!

Sie wird stets bestätigt und aktualisiert durch einen Abgleich mit Millionen anderen Bedürfnisindividualitäten, oder wie sagt man? Der gute sprachliche Ausdruck war übrigens nie meine Stärke, und ich fürchte, es wird nicht besser in diesen Jahren. Aber selbst Fremdsprachen sind ja heute nicht mehr so karrierewichtig, weil die Simultanübersetzungen in 164 Sprachen reibungslos funktionieren; sie gehen direkt in die Earphones des anderen, und das sogar mit meiner Stimme und Tonalität.

Und nun, im Bett, denke ich über diese technische Entwicklung nach. Und hier sind meine Überlegungen: Die technische Revolution, die wir bewundern, ist gespeist von Daten. Sie kommen zum einen aus Messungen gegenwärtiger Phänomene: Stau, Wetter, Wind, Kurse und Frequenzen. Sie kommen aus Aufzeichnungen über unser vergangenes Verhalten. Die Daten werden verbunden mit empirischem und statistischem Wissen über die Zusammenhänge der Dinge. Die Rechner vergleichen, halten Variablen konstant und regressieren, und so lässt sich wissenschaftsbasiert alles optimieren, was wir eben optimieren möchten: Gesundheit, sportlicher Erfolg, Finanzen, Schönheit und Ansehen, die Tomatenernte auf dem Balkon. Der Kern dieser Revolution ist der ständige Vergleich und Abgleich. Dafür saugen Sensoren überall Daten ab. Aus dem Blut und aus dem Gehirn, aus dem Browser und aus dem Himmel, aus unseren Wegen und Einkäufen, um morgen das zu servieren, was wir gestern interessant fanden. Das macht die Welt aber nur in dem Maß komfortabler, in dem wir morgen noch dieselben oder zumindest ähnliche Interessen haben wie gestern. Sonst wird es langweilig.

Wenn wir zu sehr auf Roboter hören, müssen wir uns letztlich auch nicht wundern, wenn wir den Robotern ähnlich und eines Tages durch sie ersetzt werden. (2017)



Nachruf auf die Phantasie

Die Phantasie ist mächtiger als das Schwert. Das steht in einem Kinderbuch von Helme Heine, in dem es ansonsten um ein Schwein, eine Maus und einen Hahn geht und um deren Abenteuer mit Kannibalen, Füchsen und anderen komplizierten Persönlichkeiten. Es ist ein Satz, der in Erinnerung bleibt. Gerade in einer Zeit, in der die Monster der realen Welt wieder übermütig werden und sich grinsend an ihre Schwerter klammern.

Aber ist der Satz nicht auch naiv? Das kommt darauf an, wie er gemeint ist. Wer gewinnt, ob Phantasie oder Schwert, das hängt davon ab, ob es um den Moment geht oder um das Ende, und davon, ob man sich das Ende mit oder ohne Jenseits denkt. Das Schwert tötet, und wenn es ein Leben vernichtet, verwüstet es auch Erinnerungen, Kultur, Beziehungen, und es hinterlässt Tränen.

Es wird schnell peinlich, wenn man über Phantasie schwadroniert. Vielleicht kann man aber etwas sagen über die Geschichte von der Phantasie und der Angst, über ihr Verhältnis zueinander. Etwa so: Sie vernichten einander. Es gibt Angst und Phantasie nicht zugleich. Die Phantasie ist lebenswichtig. Ohne sie gäbe es keinen Mut, keinen Optimismus, keine neuen Kochrezepte und keinen Humor. Jedenfalls im Ernstfall. Denn wenn es ernst wird, kommt die Angst. Ohne die Vorstellungskraft – etwa davon, dass alles in Wahrheit ganz anders sein könnte, als es im Augenblick scheint – bliebe man unfähig, nein zu sagen. Ohne Phantasie gibt es keine Lösungen, sondern nur wachsende Probleme. Zum Beispiel in der Politik.

Phantasie ist die Voraussetzung für Empathie. Und die Voraussetzung für den Frieden in einer Welt, in der nicht alle Leute

das Gleiche denken. Ist Phantasie auch in der Wirtschaft wichtig? Einen hohen Marktwert hat sie jedenfalls nicht. Sie ist ja nicht einmal zertifizierbar. Eine Reihe von Unternehmen und Organisationen lebt sogar ausschließlich davon, dass es Probleme gibt, und nicht davon, dass sie gelöst werden. Das sind zum Beispiel der TÜV, McKinsey, Hausverwaltungen, Sozialverbände, Kammerjäger oder Verbandsfunktionäre. Die Technokraten, die dort arbeiten, haben insgeheim vor nichts mehr Angst als davor, dass die Probleme, für deren Verwaltung sie sich kompetent fühlen, plötzlich verschwinden.

Die Bürokratie ist, so gesehen, auch eine Form von Krieg, mit dem Formular als Schwert. Für den Technokraten sind Arbeitnehmerschutzverordnungen und Gewerbesteuerhebesätze das Schwert. Für die Romantiker, die auch nicht so harmlos sind, wie sie tun, sind es die Gitarre und der Yogalehrerschein. Jedenfalls für die phantasielosen Romantiker.

Kinder würden nie in Frage stellen, dass Helme Heine die Wahrheit sagt. Jedenfalls richtige Kinder nicht. Sie orientieren sich nicht am zynischen „Ach, was nützt es schon“, sondern an den guten Bildern, die ihnen das Leben geschenkt hat. Phantasie hängt zusammen mit einem bildlichen Zugang zur Welt. In anderen Worten: Sie hält einen Blick auf die Welt offen, der von den freundlichen Erlebnissen und Erfahrungen herkommt. Man sucht sie wieder und wieder und kann sich vorstellen, dass einmal die ganze Welt so freundlich sein könnte, wie die Erinnerungen an die guten Momente es versprechen.

Imagination ist, so gesehen, der wahre Realismus, und gerade nicht die Spinnerei und Träumerei, als die sie manchmal denunziert werden. Denn sie leitet sich vom Realen ab, vom Echten, Erlebten, Körperlichen. Sie gibt also Orientierung am Echten, nicht am Ausgedachten. Deswegen macht zum Beispiel ein Joint seinen Raucher in Wahrheit nicht phantasievoller.

Der Satz vom schwachen Schwert und der starken Phantasie lässt sich aus seiner inneren Logik heraus verstehen oder gar nicht. Der Zyniker, der seinen Zugang zur Welt über die schlechten Erfahrungen hat, glaubt nicht daran.

Über die Phantasie gibt es noch eine Kindergeschichte, das alte Bilderbuch von der Maus Frederick. Die anderen Mäuse

gehen fleißig arbeiten, Frederick schaut sich den Himmel und die Farben an. Dann kommt der Tag, an dem es nichts mehr zu ernten gibt und die Bilder eine Ressource sind, die plötzlich wertvoll und lebenswichtig wird. Am Ende hat sich alles verkehrt; der Geschichtenerzähler ist der Größte, und die Bauern müssen plötzlich dankbar sein, was ihnen wohl sehr peinlich ist.

Man kann sich, und das ist bekanntlich eine unendlich traurige und echte Geschichte, Anne Frank an einem schönen Sommertag des Jahres 1944 am Fenster ihres Gefängnisses vorstellen, der Blick nach draußen, und diese Hoffnung:

„Ich sehe, wie die Welt langsam immer mehr in eine Wüste verwandelt wird, ich höre den anrollenden Donner immer lauter, der auch uns töten wird, ich fühle das Leid von Millionen Menschen mit. Und doch, wenn ich zum Himmel schaue, denke ich, dass sich alles wieder zum Guten wenden wird, dass auch diese Härte aufhören wird, dass wieder Ruhe und Frieden in die Weltordnung kommen werden. Inzwischen muss ich meine Vorstellungen hochhalten, in den Zeiten, die kommen, sind sie vielleicht doch noch auszuführen!“ Die Vorstellung war die vom Guten im Menschen und von der Freiheit. Dass sie daran festhalten konnte, wirkt phantastisch. Man müsste sehr zynisch sein, um zu behaupten, Anne Frank hätte nicht recht behalten. Sie spürte, im Zustand der Freiheit, was kommt – erst der Tod, dann die Freiheit. Und daran zu zweifeln, dass diese Hoffnung sich nicht wirklich erfüllt hätte, fühlt sich an wie eine unglaubliche Gemeinheit.

Oder Franz Jägerstätter, der aus der Berliner Todeszelle mit gefesselten Händen an seine Familie auf dem Bauernhof glückliche Briefe schreibt:

„Es wird bestimmt nicht schlechter sein für mich, dass ich hierher kommen musste, denn Gott will nicht, dass wir verloren gehen, sondern dass wir ewig mit ihm glücklich sein dürfen. Wenn man gegen niemanden Rachedanken hat und allen Menschen verzeihen kann, wenn auch manchmal einem ein hartes Wort zugeworfen wird, so bleibt das Herz in Frieden und was gibt es Schöneres auf dieser Welt als den Frieden.“

Er hatte intensive Szenen von der Hölle geträumt. Kann es den Mut stützen, wenn man die Hölle als wirklich glaubt? Dazu braucht es auch Imaginationskraft.

Auch Jägerstätter wurde nach seinem Tod als ein Verlierer der Geschichte denunziert, so lange, wie seine Generation am Leben war. Aber länger lebt die Lüge selten. Jetzt stellt man ihm Blumen hin und druckt fromme Bücher.

Ob die Phantasie mächtiger ist oder das Schwert, darf kein Mensch wissen. Es bleibt eine Hoffnung. Erosionen von Ordnung, die den Menschen nicht erspart bleiben, entfalten ihren Terror hoffentlich erst, wenn auch die innere Ordnung der Opfer verlorengeht. Es gibt viele Zeugen dafür, dass die innere Freiheit die Angst besiegen kann. In der Gegenwart. Und vielleicht ewig. Bis dahin erzählt man sich diese Geschichten, ohne die kein Mensch leben könnte. (2015)



Und noch ein Nachruf, diesmal auf den Intellektuellen

Ein Intellektueller ist womöglich so etwas wie ein „Mensch, dessen Geist sich selbst beobachtet“ (Albert Camus), er pflegt „Misstrauen gegenüber den Worten“ (Václav Havel), hat aber trotz dieser ernstesten Eigenschaften auch „etwas Komisches“ (Max Frisch). Der Intellektuelle ist ein freier Mensch, aber hat wenige Freunde. Er kultiviert die geistige Unabhängigkeit und meidet die Masse. Facebook und Whatsapp sind für ihn Schlingpflanzen, die ins geistige Gewächshaus hineinwachsen. Man kann schon einmal einsam werden, wenn man das so sieht. „Die Vernetzung aller mit allen ist die große Stunde des Konformismus“, schreibt Rüdiger Safranski. Goethe hingegen, an den er an dieser Stelle denkt, „machte es sich zum Grundsatz, nur so viel Welt in sich aufzunehmen, wie er auch verarbeiten konnte. Worauf er nicht irgendwie produktiv antworten konnte, das ging ihn nichts an, mit anderen Worten: Er konnte auch wunderbar ignorieren.“

Wenn der oder die Intellektuelle nicht unter der Welt litte, wäre er kein Intellektueller, sie keine Intellektuelle. Früher sperrte man ihn weg, heute muss er in die Talkshows, wenn man ihn noch

einlädt. Der Intellektuelle Ulf Erdmann Ziegler wurde kürzlich ins Fernsehen geholt und beschrieb in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, wie es ihm bei „Maybritt Illner“ erging: „Was die Redaktion offensichtlich interessierte, war, ob ich in der Lage sein würde, meine Argumente in Kürze bildhaft vorzubringen.“ Er beschrieb, dass niemand aus der Redaktion ein Buch von ihm gelesen habe oder eine Idee, worüber er überhaupt geschrieben hatte; er sollte einfach den Bösen spielen. „Dass das deutsche Fernsehen ein bisschen plump wirken kann und immer darauf bedacht ist, nicht mehr als einen Schritt weg zu sein vom Mainstream, war mir schon früher aufgefallen“, schrieb Ziegler, aber er habe gedacht, es „wäre von sehr smarten Leuten absichtlich so inszeniert. Meine berlinische Erfahrung hat Zweifel daran geweckt.“

Man kann sich heute die alten Interviews von Günter Gaus („Zur Person“, ein Einzelgespräch über 75 Minuten) auf Youtube anschauen. Da sieht man, wie erkenntnisreich so ein Interview sein kann, wenn nicht inszenierte Konflikte und Gruppenhysterien das Ziel sind, sondern ein echtes Gespräch. Dafür ist Neugier an der eingeladenen Person notwendig und der Mut, sich von Quoten zu emanzipieren. Dafür hält das Ergebnis, wie man sieht, einige Jahrzehnte.

Hier lautet eine Frage an Hannah Arendt: „Empfinden Sie Ihre Rolle im Kreis der Philosophen trotz der Anerkennung und des Respekts, die man Ihnen zollt, als eine Besonderheit, oder berühren wir damit ein Emanzipationsproblem, das für Sie nie existiert hat?“

An Franz Josef Strauß: „Es gibt wohl keinen zweiten Politiker in der BRD, über den so viele festgefügte Urteile und auch Vorurteile, im Guten wie im Bösen, existieren, wie über Sie, Herr Strauß (...) Lassen Sie mich bei dem Versuch, ein Strauß-Porträt zu zeichnen, mit der Frage beginnen: Wie erklären Sie sich selbst die Hitzigkeit, die Erregung, die die öffentliche Meinung annimmt, sobald Ihr Name fällt?“

In dieser Sendung soll der Gast nicht vorgeführt, sondern verstanden werden. Jemand, der viel versteht, ist dem lateinischen Ursprungswort nach ein Intellektueller. Im Fernsehen geht es zunehmend um Entertainment. Dafür eignen sich Intellektuelle nicht gut. Also muss man sich, wenn schon, ein wenig über sie

lustig machen. Müsste aber der Intellektuelle nicht eigentlich sehr gefragt sein (Stichwort: „In Bildung investieren“)?

Sollte man denn noch Intellektueller werden, heutzutage? Lohnt sich das? Und wie geht das? Man kann dazu zum Beispiel ein Fach studieren, welches das Denken schult, etwa Philosophie, Physik oder Gender Studies. Aber das allein reicht auch noch nicht. Es gehört eine geheimnisvolle Verknüpfung der Theorie mit der eigenen Lebenserfahrung dazu, wie überhaupt Lebenserfahrung. Die gibt es nicht an jeder Ecke, und auch nicht zu kaufen.

Unter Headhuntern, Beratern und in der Bundesagentur für Arbeit lässt sich zu Fragen des Arbeitsmarktes für Intellektuelle kein Ansprechpartner finden. Es sieht so aus, als interessiere sich niemand für sie. Vielleicht die Hochschulen? Dort, vor allem in den Geistes- und Kulturwissenschaften, sind die Laufbahnen meistens prekär, und intrinsische Motivation ist in anderen Disziplinen nicht selten ein Hindernis für die Karriere. Erfolgreich ist, wer Forschungslücken aufspürt, viele Artikel veröffentlicht, seinen „Impact Faktor“ erhöht und die Rankings dominiert. Das erfordert neben einer gewissen Schläue eher Unternehmergeist, Vermarktungstalent und sportlichen Ehrgeiz, als phantasievoll, originelles, verbindendes Denken. Und Lehrer werden? Aus Schulen ist zu hören, dass Lehrer zu Moderatoren des Unterrichts werden („Kompetenzorientierung“) und die Schüler nicht mit zu viel verstörendem Fachinhalt oder gar Kritik entmutigen sollen. Der Intellektuelle muss aber kritisch sein. Den Verlagen geht es nicht gut, im Internet gibt es alle Möglichkeiten zu publizieren, aber für Urheber von Texten kaum Geld zu verdienen. Und die Politik? Ach ja.

Auch die am Arbeitsmarkt gefragten Kompetenzen Multitasking und Teamarbeit sind nicht die Stärke des Intellektuellen. Daher scheidet auch die freie Wirtschaft als Arbeitgeber aus. Hier sind Intellektuelle nicht gesucht, sagen die Daten des Stellenportals Monster. Bundesweit kommt das Wort „intellektuell“ in Stellenanzeigen neunmal vor, sieben Stellen entfallen auf die Berater von PwC, eine auf das „dmc digital media center“, das Mitarbeitern „ein professionelles Arbeitsumfeld sowie intellektuell hochanspruchsvolle Aufgaben“ bietet. Das Suchwort „flexibel“ (das

soll heißen: angepasst, obrigkeitshörig und selbstausbeuterisch) ergibt mehr als tausend Treffer. Immerhin 468 Mal gesucht ist „teamfähig“. Der Intellektuelle hat eine Allergie gegen die Uniform. Daher taugt auch das Militär nicht als Arbeitgeber. Bleibt eine Karriere als Leistungssportler, Pfarrer oder Staatsmann, nachdem mit Christian Wulff der letzte große Intellektuelle als Bundespräsident abgetreten ist. Eine gute Idee ist es auch, einen reichen Mann oder eine reiche Frau zu heiraten, oder am besten gleich beides. Wer als junger Intellektueller gar die Lust am Leben verliert, kann an den jungen Karl Popper denken. Der machte eine Tischlerlehre und studierte Lehramt. Er nannte das die Flucht ins Praktische. (2015)



Über Ökonomen, die das Glück berechnen und dabei Eindruck hinterlassen

„Kay ging auch und legte Figuren, und zwar die aller künstlichsten. Das war das Eisspiel des Verstandes. In seinen Augen waren die Figuren ganz ausgezeichnet und von der höchsten Wichtigkeit: das machte das Glaskörnchen, welches ihm im Auge saß! Er legte vollständige Figuren, die ein geschriebenes Wort waren; aber nie konnte er es dahin bringen, das Wort zu legen, das er gerade haben wollte, das Wort: Ewigkeit.“ *Schneekönigin*

Ein Moment am Meer, ein mutiges Wort oder ein Sternenhimmel, dies können Glückserlebnisse sein. Ökonomen beschäftigen sich beruflich eigentlich nicht mit emotionalen Empfindungen. Ihr Gegenstand sind die Steuern oder Prognosen über das Wirtschaftswachstum. Seit einigen Jahren allerdings nutzen sie ihre Computerprogramme auch zur Erforschung des Glücks.

Die Bilder, die ihre Computer vom Glück zeichnen, sind Kurven und Tabellen, und wenn eine Zahl in den Tabellen das Glück signifikant erklären kann, markiert der Computer sie mit drei Sternchen. Das sieht dann jedoch noch lange nicht aus wie ein Sternenhimmel.

Die Philosophen vermuteten die Quellen des Glücks im tugendhaften Leben, in der Askese, der Nähe Gottes, im Neinsagen, im eigenen Denken oder sogar im Leiden. Manchmal schien es, Todeskandidaten oder Gekreuzigte seien in gewissem Sinne sogar die einzigen Glücklichen. Manche meinten, Glück komme unerwartet und lasse sich nicht festhalten, andere glaubten, Menschen würden glücklich, wenn sie bekämen, was sie wollten. Manche fanden, dass beides richtig sei. Sie alle wollten über das Glück mehr erfahren, indem sie darüber nachdachten. Ökonomen nutzen Panel-Regressionen oder Vector-Autoregressionen.

Sie nehmen den Taschenrechner und die Lupe und schauen auf neue Details. Ein paar tausend Studien unterschiedlichen Inhalts sind zuletzt so entstanden: Wenn ein reiches Land noch reicher wird, werden die Bürger nicht glücklicher (Easterlin 1974). In der Schweiz ist das anders, dort steigt das Glück immer weiter mit dem Einkommen (Frey, Stutzer 2000). In Russland werden die Glücklichen reich (Graham und andere 2004). Die Kirgisen wurden durch Einführung der Marktwirtschaft glücklich, außer die geschiedenen (Namazie, Sanfey, 1999). Sex macht glücklich, wenn man es nicht übertreibt (Veenhoven 2003). Große Geldgewinne steigern im Folgejahr die Lebenszufriedenheit um das 0,1- und 0,3-fache der Standardabweichung der Untersuchungsgruppe (Gardner, Oswald 2001). Frauen werden seit 1970 immer unglücklicher (Wolfers 2009). Inflation macht politisch Rechte unglücklich, Arbeitslosigkeit Linke (Tella, MacCulloch 2005). Muslime sind glücklicher (Abdel-Khalek 2006). Luftverschmutzung macht unglücklich (Welsch 2006). Und hohe Temperaturen im Winter erhöhen das Glück (Rehdanz, Maddison 2003).

So beginnen die Einleitungen erfolgreicher Papers.

Und eine Frage bleibt offen: Macht das Tragen von Filzpantoffeln mittelalte Frauen glücklicher?

Und drei Millionen andere Fragen.

Hinter den ökonomischen Forschungsbefunden stehen komplizierte mathematische Methoden. Die Wissenschaft weiß immer mehr über das Glück. Aber wissen die Wissenschaftler wirklich noch, worüber sie da forschen?

Ruut Veenhoven, Emeritus an der Universität Rotterdam und ein Pionier der empirischen Glücksforschung, gibt das „Journal of Happiness Studies“ heraus. In dessen neuester Ausgabe ist ein mit Formeln gespickter Aufsatz eines Ökonomen über die Frage erschienen, warum es das Wohlbefinden der Besucher pornographischer Websites erhöht, wenn diese nach einem zeitlangen Ansehen von Softpornos auf harte Sexfilme umsteigen.

Ruut Veenhoven schuf neben dem Journal auch eine Internet-Datenbank, auf der alle Erkenntnisse der modernen Forschung über das Glück gebündelt sind: die „World Database of Happiness“. Zusammenfassungen von 1433 Studien geben dort Aufschluss über 14.261 Einflussfaktoren: Nationalitäten, Hobbys, Sportarten, Lebensstile, Migrationsgeschichten, Scheidung, Kindheit, pränatale Einflüsse, die Körpergröße.

Ein Anruf bei Ruut Veenhoven, im Hintergrund krakeelen seine Enkelkinder. „Oh, Sie sind bei Ihren Enkeln? Das muss Sie glücklich machen!“ Er lacht: „Sie kennen die Forschungsergebnisse nicht! Kinder machen weniger glücklich.“

Jan Delhey ist ein junger deutscher Glücksökonom. Er lehrt an der Jacobs University in Bremen. Derzeit, so verrät er, arbeitet er an einem neuen statistischen Maß, das die Ungleichheit der Glücksverteilung in einem Land zu beschreiben imstande sein soll. Delhey trägt einen schwarzen Rollkragenpullover, schwarze Hose und schwarze Schuhe und sagt, es gebe in seiner Disziplin noch viel Forschungsbedarf. Zum Beispiel über die Frage, warum manche Lateinamerikaner so glücklich sind: „Wir können erst zwei Drittel bis drei Viertel der internationalen Varianz erklären.“ Die glücklichsten Menschen sind diejenigen in Nordeuropa, gefolgt von den Schweizern; dann die in Costa Rica, Mexiko oder Kolumbien (Chinesen hingegen werden immer unglücklicher).

Dass Lateinamerikaner glücklich sind, dürfte die meisten Leute nicht wundern. Man stellt sie sich ja als fröhliche Leute vor, die öfters mal aufs Meer gucken und in den Sternenhimmel und Salsa tanzen trotz der Drogenkriege. Ökonomen aber sehen

Forschungsbedarf. Ihre Studien über das Glück lesen sich dann so, als würden Blinde über Farben schreiben. Wenn das Problem dieser Statistiker aber die Phantasielosigkeit wäre, würde mehr Forschung immer nur noch immer mehr Forschungsbedarf erzeugen. Für Forscher ist dies vielleicht eine heilsame Aussicht. Die Glücksforschung begibt sich auf die Suche nach immer komplizierteren Modellen, um eines Tages vielleicht herauszufinden, dass die Menschen in Costa Rica glücklicher sind, weil sie sich nicht alles so kompliziert machen.

„Der Beitrag der Ökonomen ist spitzfindige Ökonometrie“, sagt Jan Delhey. Für ihn ist es ein Glück, dass sein Forschungsgebiet Hochkonjunktur hat. Als er vor mehr als fünfzehn Jahren noch nicht Professor war, sondern wissenschaftlicher Mitarbeiter am Berliner Wissenschaftszentrum und dort Studien für die EU-Kommission erarbeitete, war das anders. Damals galt die Glücksökonomie zwar als irgendwie originell, aber in akademischen Kreisen als ein Außenseiterthema – keines, mit dem man Karriere mache. Heute akzeptieren amerikanische Spitzenjournale die Arbeiten.

Die Entdeckung des Glücks ließ eine Gründerzeit in der Ökonomie anbrechen, welche sonst gelegentlich als wissenschaftliche Elfenbeinturmdisziplin belächelt wird. In vielen volkswirtschaftlichen Theorien geht es um den Nutzen, den Menschen etwa aus dem Konsum ziehen. Seit sie das Glück entdeckten, haben Volkswirte ein Maß für diesen Nutzen.

Allein fünf von Jan Delheys Doktoranden in Bremen arbeiten derzeit an empirischen Studien über das Glück. Die meisten interessieren sich vor allem dafür, komplexe Methoden der Statistik anzuwenden. Denn den jungen Wissenschaftlern sagt man früh: Um euren Doktor zu machen und wissenschaftliche Karriere, müsst ihr eine neue statistische Methode auf eine alte Frage anwenden oder eine alte Frage mit einer alten Methode und neuen Daten untersuchen. Jetzt, nachdem sie das Glück geentert haben, stehen ihnen viele neue Daten zu Verfügung. Dann sitzen die Doktoranden Monate und Jahre an ihrem Computer und suchen nach Zusammenhängen, die noch niemand vor ihnen gefunden hat. So kommen sie irgendwann auf Kirgistan, Luftverschmutzung oder Pornographie.

Dass ernst gemeinte Fragen der Antrieb für diese Wissenschaft seien, kommt nicht mehr vor. Aber welche Relevanz hat sie dann, wenn es gar keine Fragen mehr zu beantworten gibt? Und wieso sollen gerade Leute Fragen beantworten können, die gar keine Fragen beantworten wollen?

Das Wirtschaftsforschungsinstitut DIW liegt in einer Seitenstraße der Friedrichstraße in Berlin. Es ist eines der wichtigsten Institute für die Glücksforscher. Doktoranden tragen Milchkaffees über die Flure, in seinem Präsidentenbüro sitzt Gert Wagner. Mehrmals im Monat fährt ihn sein Chauffeur neuerdings in den Deutschen Bundestag zu Sitzungen einer Enquete-Kommission. Wagner wirkt in der „Arbeitsgruppe 2 – Alternative Wohlstandssindikatoren“ mit. Die sucht nach wirtschaftspolitischen Zielgrößen, die sinnvoller sind als das Bruttoinlandsprodukt. Manche Mitglieder der Arbeitsgruppe wollen, dass auch das Glück eine solche Zielgröße wird, ein „Fortschrittsindikator“, wie sie sagen. Sie finden, das Bruttoinlandsprodukt sei ein Konzept aus der Welt von gestern. So drängt das Ganze nach politischer Verwirklichung. Auch Sarkozy und andere Staatschefs lassen und ließen nach alternativen Indikatoren suchen, in dieser Woche tagten die Vereinten Nationen über Glücksindikatoren, Kronprinz Charles war auch mit dabei, auch die Nachhaltigkeitsstrategie der EU definiert seit einigen Jahren als Ziel schon eine Erhöhung des „Wohlergehens“.

Der Nürnberger Volkswirt Karlheinz Ruckriegel, den die Makroökonomik zu langweilen scheint, fasst die neue Blüte seines Faches durch die Entdeckung des Glücks in einem Aufsatz in diese Worte: „Ökonomisch gesehen geht es also um die Frage, wie man das knappe Gut Zeit (Input) so nutzt, dass man in seinem Leben ein hohes Maß an Glück erfährt (Output).“ Auch Journalisten beachten die Glücksökonomien, porträtieren sie wohlwollend – und diese sehen das als Beleg für ihre Bedeutung anstatt für die Skurrilität ihrer Arbeit.

Gert Wagner ist strikt dagegen, das Inlandsglück zum Fortschrittsindikator zu machen. Er warnt davor, da der Staat die Zahlen über das Glück schönen könnte. Liberale Ökonomen sind skeptisch, da es ihnen nach Totalitarismus riecht, wenn sich der Staat in private Angelegenheiten wie die Lebenszufriedenheit einmischt. Wagner spricht sowieso lieber von „Lebenszufrieden-

heit“ als von Glück und er hält Maße wie die Arbeitslosenquote für aussagekräftig genug. Jedoch verkaufe sich Glück, einfach besser, sagt er. In Studien und Forschungsanträgen ist daher meist von Glück die Rede. Dass Zufriedenheit aber womöglich etwas ganz anderes sein könnte als Glück, wird gar nicht erst erwogen. Dabei klingt das eine Wort nach Wohlstandsspeck und Frührente, das andere aber auch nach Anstrengung.

Die Glücksforscher verfügen über ein sehr präzises Handwerkszeug. Die statistischen Methoden der Panel- und Zeitreihenanalyse haben sich in den vergangenen Jahren enorm verfeinert. Zugleich scheint der Begriff, den die meisten vom Gegenstand ihrer Forschung haben, sehr vage: Glück, Lebenszufriedenheit. Wie viele Nuancen aber können diese haben: Triumph, Erfüllung, Eroberung, Sehnsucht, Genuss, Bestätigung, Liebe. Einige ökonomische Glücksforscher meinen, es reiche aus Gehirnströme zu messen. Es ist so, als malte ein Künstler mit zittrigen Wurstfingern mit den allerfeinsten Pinseln.

Auch der Happy Planet Index (HPI) ist ein neues Fortschrittsmaß. Mit ihm lässt sich das menschliche Glück auf der ganzen Welt vergleichen. In einem Zeitalter der Unsicherheit brauche die Gesellschaft diesen Index, schreibt sein Erfinder Herman Daly, der früher Entwicklungsökonom bei der Weltbank war, an der Universität Maryland lehrt und dessen Gesicht Ähnlichkeit hat mit dem eines Vogel Strauß. Der HPI messe, was wirklich zähle: Zufriedenheit, ein langes Leben, geringer Ressourcenverbrauch. Nach dem HPI leben die glücklichsten Menschen in Costa Rica. Auf der Internetseite des HPI steht, daraus folge, dass es möglich sei, zufrieden zu leben und zugleich bescheiden. Sie empfehlen der Politik, da der Konsum die reichen Länder Zufriedenheit koste, als Ziel, einen nationalen HPI in Höhe von 89 (von 100) Punkten bis zum Jahr 2050 anzustreben.

Vielerorts verhärtet sich etwas, was geheimnisvoll im einzelnen Menschen stattfindet, derzeit zur Datenreihe und wird zu einem schönen Knetgummi für ökonomische Modelle. Die Produktion dieses Knetgummis ist das Geschäft von Marktforschungsunternehmen. Das Forschungsinstitut TNS Infratest gehört zu einer Unternehmensgruppe, die auf der ganzen Welt rund 19.000 Mitarbeiter beschäftigt. TNS Infratest hat Mitarbeiter

in ganz Deutschland. Immer im Frühjahr ziehen die Interviewer los und klopfen an den Wohnungstüren. Dann klappen sie den Fragebogen „Leben in Deutschland“ auf – seit dreißig Jahren. Die Leute beantworten ihnen Fragen zu allen Bereichen des Lebens. Die letzte Frage ist: „Wie zufrieden sind Sie gegenwärtig, alles in allem, mit Ihrem Leben?“ Dann geben die Befragten einen Wert von 0 bis 10 an. Zum Dank bekommen sie ein Lotterielos.

Trotzdem wollen immer weniger Leute teilnehmen. Am DIW erklärt man sich das so, dass sie sicher abgeschreckt seien von den zunehmenden unseriösen Anrufern, die nur irgendwas verkaufen wollen. Andere Befragte sind auch weniger konzentriert als früher. Manchmal sieht es so aus, als nähmen sie nur noch teil, um das Lotterielos zu bekommen. Früher war die Motivation der Menschen größer, mitzumachen, nur weil der Interviewer sagte, die Daten seien wichtig für die Wissenschaft. Vielleicht aber hielten die Leute früher die Wissenschaft einfach noch für wichtiger.

Die Daten, die TNS Infratest ermittelt, gelten als eine der wichtigsten Zeitreihen für empirische Glücksforschung auf der Welt. Auftraggeberin ist das DIW-Institut. Es sammelt die Daten und nennt sie das Sozioökonomische Panel (Soep). Im DIW hat auch Jürgen Schupp sein Büro, ein mittelalter Mann mit brauner Föhnfrisur. Er leitet die Abteilung, die für das Soep verantwortlich ist. Er seufzt, als er von der schwindenden Betreiligung an der Umfrage erzählt: „Das Geschäft mit der empirischen Sozialforschung ist schwieriger geworden.“

„Das Gegenteil von Glück ist ja dauerhaftes Unglück, Depression, also ein Krankheitsbild, was auch kassenärztlich abrechenbar ist“, sagt er, „das ist auch interessant an dieser Glücksforschung.“

Jürgen Schupp scheint nicht viel von dieser Glücksforschung zu halten. Er selbst ist Soziologe. Diese Disziplin und die Psychologie hätten sich schon Jahrzehnte früher mit dem Glück beschäftigt („mit den subjektiven Elementen der Wohlfahrtsproduktion“, wie Schupp sagt). Die Ökonomen nähmen aber nicht viel zur Kenntnis, was andere Wissenschaftsdisziplinen schon längst herausgefunden hätten, sagt er. So zersplittert die Wissenschaft in tausend Disziplinen, und von einigen Forschungsfragen ist zu hören, dass sie nur noch für drei Experten auf der Welt

nachvollziehbar seien, und von Fachartikeln, dass sich für sie nicht mal drei Leser interessierten.

Ein Drittel der Arbeiten, die derzeit auf Basis des Soep entstünden, befassten sich mit dem Thema Glück, schätzt Schupp. Er kann viel über die „subjektiven Elemente der Wohlfahrtsproduktion“ erzählen: Es verlaufe im Leben wie eine U-Kurve. Denn mit dem Lebensalter steigt die Fremdbestimmung, man ist irgendwann nur noch Sklave des Arbeitgebers und der Kinder. Erst ab fünfzig können die Leute dann wieder das tun, worauf sie Lust haben. Jürgen Schupp kennt nicht nur die Zahlen, sondern auch die Theorien. Er lacht: „Manche glauben ja auch, die Menschen in der Steinzeit seien die glücklichsten gewesen.“ (2012)



Ihr Lebenslauf steht fest wie eine Burg

Sie sind Mitte zwanzig und studieren an einer privaten Eliteschule. Vor einem Jahr hätten sie mit ihrem Abschluss eine internationale Karriere als Banker und Berater gemacht. Er wäre nur ein Schritt mehr gewesen in einem Lebenslauf, der ohne Umwege nach oben führen soll. Jetzt führt er geradewegs in die Krise.

Vor dem Vorlesungsgebäude liegt eine Terrasse, die in eine Treppe übergeht und einen weiten Blick auf den Fluss bietet. Der Rhein steht zum Ende des Winters so hoch, dass er seine Inseln überschwemmt. Baumköpfe schauen schwarz aus dem silbernen Wasser. Frühlingsluft weht über die Hügel des Rheingaus, zwischen denen alte Weindörfer in der Reblandschaft liegen, unsichtbar weit entfernt auf der anderen Seite ist Rüsselsheim. Einige Meter vor der Terrasse steht das Schloss, ein Sandsteingebäude mit Schieferdach und einem kleinen Türmchen. Es ist das Hauptgebäude der European Business School in Oestrich-Winkel.

Auf den Treppenstufen sitzen sechs Studenten in der Sonne: Lukas Bennemann, Felix Schweigger, Sina Wohlfarth, Manuel Siekmann, Gabor Neye und Johannes Grasser. Sie haben hier

gemeinsam studiert, nun geht ihre Zeit an der privaten Wirtschaftshochschule zu Ende.

Die European Business School gilt als Eliteschule. Ein Studium kostet bis zum Masterabschluss mehr als fünfzigtausend Euro. Aber dafür kommen die Absolventen am Ende an die begehrtesten Jobs. Sieben von zehn arbeiten später in Unternehmensberatungen und Banken. Noch vor einem Jahr hätten sich die Studenten, die auf der Treppe sitzen, keine Sorgen darüber machen müssen, was aus ihnen wird. Vor einem Jahr gab es aber die Krise noch nicht. Jetzt scheint sie überall zu sein.

Am Abend stellt sich an der Schule das Unternehmen Henkel vor. Dessen „Managing Director International Haircare“ referiert auf Englisch, er lächelt ausdauernd und hat seine Haare mit Gel nach hinten gelegt. Wöchentlich findet so ein Firmenkontaktesgespräch statt, zu dem heutigen sind zwanzig, dreißig Studenten gekommen. Der Manager zeigt Werbefilme und präsentiert das neue Produkt Schauma Granatapfel. Eine Powerpoint-Folie listet die Kompetenzfelder Henkels auf: Klebstoffe, Waschmittel, Körperpflege. „Was denken Sie, welchen Bereich trifft die Wirtschaftskrise am stärksten?“, fragt er. Felix Schweigger meldet sich. „Klebstoffe, weil die industriell eingesetzt werden, zum Beispiel in der Autoindustrie“, sagt er. So ist es, sagt der Referent.

Felix Schweigger ist ein Student, der auch unter den Ehrgeizigen noch als ehrgeizig auffällt. Er ist 22 Jahre alt, Studentensprecher, tippt häufig Notizen in sein Handy und hat schon manchmal Telefoninterviews mit potentiellen Arbeitgebern. Er antwortet dem Henkel-Manager in akzentfreiem Englisch.

Henkel plant, in seinem Werk in Düsseldorf bis Juni kurzarbeiten zu lassen, jeden sechsten Euro verdient der Konzern in Osteuropa, wo die Schuldenkrise verheerend durchschlägt. Aber darüber fällt in seinem Vortrag kein Wort, und kein Student fragt nach der Krise. Es sieht so aus, als hielten sie es für sicher, dass sie die Folgen der schlimmsten Rezession seit dem Zweiten Weltkrieg nicht treffen werden, nicht jetzt im beschaulichsten Hessen und auch nicht bald in ihren gläsernen Büros.

Bevor Felix Schweigger an der European Business School Betriebswirtschaftslehre studierte, hatte er sich über verschiedene Wirtschaftsuniversitäten informiert, doch am stärksten beein-

druckte ihn, was er über die Eliteschule las. Das Einstiegsgehalt der Absolventen sei höher als anderswo, jeder Absolvent habe im Durchschnitt am Ende zwei Stellenangebote, ohne eine Bewerbung verschickt zu haben. Er sagt, er habe seine Eltern überreden müssen, ihm 35.000 Euro für die Studiengebühren auszulegen, wo es einen Abschluss beim Staat doch kostenlos gibt, und er sagt mehrfach, dass er ihnen jeden Cent zurückzahlen werde. Offenbar fiel es ihnen nicht leicht, das Geld aufzubringen. Aber er sieht es als eine Investition in seine Karriere, die ihn, noch bevor sie startet, bei seinen Eltern zum Schuldner macht.

Felix Schweigger hat kein Interesse an Henkel. Er will Unternehmensberater werden, und mit seinem Lebenslauf, einer Komposition aus Leistungssport, Schülersprecherposten, Auslandsaufenthalten und hervorragenden Praktika, wäre das in den zurückliegenden Jahren kein Problem gewesen. Eines der ersten Praktika machte er bei einer Unternehmensberatung. Dort wurde bis Mitternacht gearbeitet, das faszinierte ihn. Er muss am Abend wissen, dass er alles gegeben hat, sagt er, Siebenstundentage machen ihn unzufrieden. Jetzt stellt auch die Beraterbranche weniger Absolventen ein, und Investmentbanker, die ihre Arbeit verloren haben, drängen ins Consulting. „Ich habe aber das Gefühl, du bist gut ausgebildet, das wird schon“, sagt Felix Schweigger.

Der Abend mit Henkel endet im alten Weinkeller der Schule, einem Schlossgewölbe mit pastellrot verputzten Decken, in dem es nach Käsebroten und altem Holz riecht. Die Absolventen essen auf Kosten Henkels einige Zwiebelküchlein mit Cocktailtomaten. Johannes Grasser steht einen halben Schritt von der Gruppe zurückversetzt. Er hatte als Erster eine Stellenzusage. Nach einem Praktikum im Sommer 2008 unterschrieb er einen Arbeitsvertrag bei einer Bank in Frankfurt. Wenige Wochen darauf beschloss sie einen Einstellungsstopp, mittlerweile hängt sie „notleidend“ am Tropf des Staates. Jeden Tag gibt er den Namen der Bank im Internet ein, um die Nachrichten zu lesen. Manchmal ruft er dann seine künftigen Kollegen in Frankfurt an. Sie sagen ihm, es sei immer noch viel zu tun, man arbeite bis spät am Abend, er solle sich nicht sorgen. Bis vor einem Jahr hätte er das auch sofort geglaubt.

Johannes Grasser ist in seiner Familie erst der zweite Akademiker, seine Großeltern waren Bauern in Franken. Sein Vater, ein Chemiker, war der erste Bildungsaufsteiger, Johannes ist noch weiter aufgestiegen. Vom Bayerischen ist ihm seine anfänglich reservierte Art geblieben und seine Warmherzigkeit, die manchmal die Schüchternheit durchleuchtet. Er spricht in kurzen Sätzen und rollt das R leicht: „Meine Eltern machen sich Sorgen.“

Die Studenten sind sehr jung, wenn sie aus dem Rheingau in die Welt hinausgehen, 23 Jahre im Schnitt. Sie sind zielstrebig und ehrgeizig. Sie haben sich keine Umwege erlaubt, das Leben erschien als gerader Weg, aber nun liegt die Krise quer wie ein starker Baum, den ein plötzliches Unwetter entwurzelt hat.

An der European Business School kann man nur Betriebswirtschaftslehre studieren. Drei der sechs Studenten, die jetzt ihren Master machen, haben zuvor schon ihren Bachelor beendet. Im Mai 2008 schrieben Manuel Siekmann, Lukas Bennemann und Sina Wohlfarth die letzte Klausur. Es war der erste heiße Tag des Jahres.

Der ganze Jahrgang mietete sich ein Rundfahrtboot. Sechs Semester lagen hinter ihnen, die Stimmung war gelöst, das Boot fuhr den Rhein herauf nach Rüdesheim und wieder zurück an die Anlegestelle am alten Rheinkran. An Bord legte Manuel Siekmann Partymusik für zweihundert Studenten auf. Die Fotos von dem Tag zeigen einen blauen Himmel, Studenten, die in Polohemden ihre Arme in die Luft strecken. Manche tragen große Sonnenbrillen, einige halten Bierflaschen. Abends haben sie auf der Wiese vor dem Schloss Reichartshausen gegrillt, danach stieg die letzte Party in der Cafeteria. Von diesen „Cafta-Parties“ hatte es viele gegeben, doch diese war besonders. Es war der Tag, von dem jeder wusste, dass es der letzte sein würde, an dem alle zum Feiern zusammenkommen. Die meisten von ihnen hatten schon einen Arbeitsvertrag oder hatten entschieden, dass sie weiterstudieren. Morgens um vier sperrte der Hausmeister die Cafeteria ab, der Abschlussjahrgang 2008 ging auseinander. Das ist nun ein Jahr her. „Es war ein bisschen emotional“, sagt Lukas Bennemann.

Lukas Bennemann stammt aus Bochum, er sagt, er habe schon Banker werden wollen, bevor er sein Studium begann. Als Kind las er das Buch „Felix und das liebe Geld“. Darin brachte der

Hase Felix 10 Euro zur Bank, woraus nach einiger Zeit 11 Euro wurden. „Dass das Geld arbeitet und sich vermehrt, fand ich interessant“, sagt er. Pilot wäre er auch gern geworden, doch seine Brille, dachte er, sei für den Beruf hinderlich.

In seinem ersten Sommer in Oestrich, das war 2006, und die Fußball-Weltmeisterschaft hatte eine feine Schicht Leichtigkeit im Land zurückgelassen, freundete er sich schnell mit seinem Nachbarn an. Sie fuhren abends manchmal zum McDonald's nach Rüdesheim. Bald begann das erste Praktikum. Dafür bekamen die Studenten monatlich 1000, 2000 Euro. Lukas Bennemann ging im zweiten Sommer zu einer großen deutschen Bank, arbeitete bis 3 Uhr nachts im Investmentbanking und bekam ein sehr gutes Zeugnis. „Da zählte plötzlich die eigene Leistung“, sagt er, „und nicht, wo man studiert. Das hat mein Selbstvertrauen sehr gestärkt.“

Sein nächstes Praktikum führte ihn wieder in ein Frankfurter Hochhaus, diesmal zur Vermögensberatung einer Schweizer Bank. Er lernte Leute kennen, die „mit einem Haufen Schulden ein Unternehmen gegründet haben und daraus eine florierende Bude gemacht haben“. Im Asset Management wollte er bleiben. Heute ist das ein Bereich, in dem es kaum mehr ein Stellenangebot gibt. Mitte September 2008, zwei Tage vor der Insolvenz von Lehman Brothers, hatte Lukas Bennemann noch auf deren Karriereseiten im Internet geklickt. Tage später wurde ein ehemaliger Kommilitone in London arbeitslos, und ein Praktikant von der EBS, der gerade bei Lehman in New York war, musste vorzeitig nach Oestrich-Winkel zurück. „Das sind so Banken, mit denen man hier im Studium groß geworden ist“, erzählt Lukas, „man dachte eigentlich, die können gar nicht pleitegehen.“

Der Wind treibt kleine, weiße Wolken über den Fluss. Von den Hügeln sind Klopffgeräusche zu hören. In den Bergen ersetzen Winzer morsche Pflöcke, an denen bald wieder Reben ranken werden. Am Schauplatz des ewigen Zyklus aus Beschnitt und Ernte steht an fast jeder Weggabelung ein Kreuzifix aus rotem Sandstein. „Gott mit uns“ haben die Rheingauer auf eins davon gemeißelt.

„Unser Herz ist der Rosenknospe gleich / Sie bricht nur auf, damit die Blume lebe / So bricht das Herz, damit es frei und reich / Dem Herrn des Lichts die Seele wiedergebe.“

An einem Freitagabend zeigen die Studenten in dem feinen Bistro „Altes Rathaus“ am Oestricher Marktplatz auf einem Laptop die Bilder ihres Studiums: Fotos von Skireisen, dem Spring Break in Mexiko, dem Studentenkongress im Schloss Reichartshausen mit Gerhard Schröder unter den Zuhörern und Fotos einer von JP Morgan gesponserten Fahrt zu einem Wirtschaftskongress nach Seattle, wo die Studenten in grauen Anzügen Fallstudien lösen mussten. Zuletzt die feierliche Zeugnisvergabe der Vorjahres-Baccalaureaten im Wiesbadener Kurhaus: Die Absolventen werfen in schwarzen Roben vor den goldenen Ornamenten des Saals ihre Graduierenhüte in die Luft, von oben schneit es Konfetti.

„Wir werden wahrscheinlich genauso feiern, wir werden erleichtert sein, und auch in der Krise haben die meisten ein Jobangebot“, sagt Felix Schweigger.

„Die Krise trifft einen ja nicht in diesem Moment“, sagt Lukas Bennemann.

„Nein, aber am Tag danach“, sagt Johannes Grasser.

Am Samstag in der zweiten Märzwoche ist am Schloss Reichartshausen Tag der offenen Tür. So, wie die jetzigen Absolventen vor einigen Jahren hierherkamen, sind auch heute wieder einige hundert Abiturienten in den Rheingau gereist. Am Weinberg parken schwarze Limousinen, Eltern tragen karierte Cashmere-Schals. In den Fluren des Schlosses hängen Plakate, die auf einen Karrierekongress hinweisen. Sie zeigen zwei Goldfischgläser. Das linke ist voll mit Fischen, die kaum Platz haben. Das rechte Wasserglas ist leer und in Form einer durchsichtigen Weltkugel gestaltet. Darüber fliegt ein Goldfisch, dem der Sprung vom überfüllten ins andere Aquarium gelingt.

Dreißig junge Leute, die sich für ein Studium interessieren, sitzen an diesem Vormittag im Hörsaal vor Manuel Siekmann. Eine Dame von der Zulassungsstelle hat ihn als Jahrgangssprecher vorgestellt. Er trägt ein breites Halsband mit dem Aufdruck „www.ebs.edu“.

Draußen führt Sina Wohlfarth eine kleine Gruppe über das Gelände, fünf Studienanfänger, eine Mutter und einen Vater. Sie zeigt den Besuchern souverän die Hörsäle, die Bibliothek und erklärt die Historie des Schlosses. Auf einem Zettel hat ihr die Hochschule für die Führung Regieanweisungen an die Hand

gegeben: „Der wunderschöne Blick auf Rhein und Weinberge sowie auf die architektonisch wertvollen Hochschulgebäude lässt den Ansprechpartner natürlich sofort ins Schwärmen geraten, und er erzählt kurz (Schüler) oder etwas länger (Eltern) über die Geschichte des Schlosses.“ Sie erzählt kurz.

Sina Wohlfarths Lebenslauf ist ein Kunstwerk. Mit 23 Jahren hat sie vier längere Auslandsaufenthalte hinter sich, vier Praktika (Pricewaterhouse Coopers, UBS Investmentbank, Ernst & Young, Vetronix), viel Ehrenamtliches und Podiumsplatzierungen im Mittelstreckenlauf. Sie ist Stipendiatin der Studienstiftung, Jahrgangsbeste von 290 Bachelorstudenten, derzeit auch Jahrgangsbeste von 90 Masterstudenten, die Deutsche Physikalische Gesellschaft prämierte ihre Abiturleistungen. Als im Herbst 2008 das Ausmaß der Krise deutlich wurde, ist ihr Professor im Finanzierungsseminar wie elektrisiert gewesen. „Sie erleben gerade historische Ereignisse“, hat er gesagt.

Sina Wohlfarth wirkt von der Krise nicht wie elektrisiert. Sie spricht nüchtern darüber. Sie sagt, sie sei froh, nach Abgabe ihrer Masterarbeit im Sommer noch ein Auslandssemester vor sich zu haben, denn es sei ja eine schlechte Zeit, doch sie wirkt, als bekunde sie deswegen einen Zweifel, weil man es von ihr erwartet. Ihre Stimme wird weicher, als sie davon spricht, dass in dem Werk, das ihr Vater leitet, derzeit Kurzarbeit stattfindet.

Die Sonne scheint auf die Terrasse vor dem Vorlesungsgebäude. Manuel Siekmann blickt auf den Fluss. Er ist als Sohn mittelständischer Unternehmer im Sauerland aufgewachsen und möchte irgendwann auch ein Haus mit großem Garten haben, irgendwo im ländlichen Gebiet, so wie im Sauerland. Aber erst mal will er in der Wirtschaft durchstarten, in München, in Hamburg. Wenn er von Milliardenverlusten, Verstaatlichungen und Staatsbankrotten liest und von Vergleichen zu „1929“ oder „den Vierzigerjahren“, fühle sich das surreal an, sagt er. „Die Frage ist doch: Betrifft mich das? Hier drehen sich die Räder jedenfalls ganz normal weiter.“

Es ist nicht leicht, mit ihnen über die Krise zu reden. Es ist, als könnten sie sich nicht vorstellen, dass etwas, das alle betrifft, auch ihr Leben verändern könnte. Bisher waren alle immer nur die anderen.

Manuel Siekmann lächelt höflich und sagt, so schlimm werde es schon nicht werden. Er geht von der Terrasse in Richtung Schloss, um noch einigen Abiturienten Fragen zu beantworten. Sina Wohlfarth hat sich schon verabschiedet, sie muss eine Präsentation vorbereiten. Gabor Neye ist, wie zuletzt an fast jedem Wochenende, bei Schulfreunden in Dortmund, wo er herkommt und noch einmal seine Jugend genießt, denn bald wird die Clique auf viele Städte verteilt sein. Auch Johannes Grasser ist nicht zum Tag der offenen Tür gekommen. Er sucht zum Sommer eine Wohnung in Frankfurt. Felix Schweigger ist als Studentensprecher den ganzen Tag im Schloss unterwegs und streift manchmal freundlich winkend die Betonterrasse. Lukas Bennemann sitzt mit Freunden auf einer Holzbank, die auf der Terrasse steht und freut sich auf die Cafta-Party am Abend.

Ein Nebengebäude des Schlosses Reichartshausen liegt weiter oben am Hang. Ein Vorbesitzer des Anwesens ließ, weil er ein Freund deutscher Rheinromantik war, im späten neunzehnten Jahrhundert eine künstliche Burgruine in das Gebäude integrieren. Deren Turm, das Wahrzeichen der European Business School und gleichzeitig Lebensraum mehrerer Fledermäuse, muss dringend restauriert werden, damit er nicht einstürzt. Die Sanierung wird viel Geld kosten. Die Hochschule sammelt dafür und verkauft Plüschfledermäuse. Man ist guter Hoffnung, dass die Ruine gerettet werden kann. (2008)

4

Erkenntnis

Beim Dalai Lama, einem von unserer Wissenschaft gelangweilten Heiligen

Wo sonst das Tor steht, hat nun Seine Heiligkeit Platz genommen. Auf der Bühne im Frankfurter Fußballstadion hockt die vierzehnte Inkarnation des Dalai Lama auf einem Sessel im Schneidersitz. Um ihn herum, auf dem Podium, sitzen drei Professoren in Anzügen. Sie sprechen mit übereinandergekreuzten Beinen über ihre Lieblingsthemen: über den Klimaschutz der Klimaforscher Mojib Latif, über den Zins der Wirtschaftsethiker Karl-Heinz Brodbeck und über das garantierte Grundeinkommen der Unternehmer Götz Werner.

Der Dalai Lama gähnt.

Er schwenkt seinen Oberkörper hin und her. Götz Werner unterbricht die Meditation: „Es wäre an der Zeit, jetzt einmal Seine Heiligkeit zu fragen, was er von der Idee des Grundeinkommens hält.“

Bis zum Sonntag ist der Dalai Lama an vier Tagen in der Frankfurter Commerzbank-Arena aufgetreten. Etwa zehntausend Menschen kamen pro Tag, viele, aber auch nicht mehr als zuletzt zu den Spielen des Zweitligavereins FSV Frankfurt. „Ausweg und Hoffnung“ steht für Samstag auf dem Programm. Das passt in die Zeit, aber trotz Krise und also Hochkonjunktur der Sinnsuche sind etwas weniger Besucher gekommen als zu den Großunterweisungen des Dalai Lama vor zwei Jahren in Hamburg. Aber die Karten waren auch nicht ganz billig: 49 Euro für einen Tag, 125 für alle vier.

Was also hält Seine Heiligkeit vom bedingungslosen Grundeinkommen, einer Idee, die den Menschen in Indien und Tibet womöglich weniger geläufig ist als hierzulande? Der Lama sagt:

„Ich weiß es nicht. Ich bin verwirrter als zuvor. Nichts im Leben kann nur positiv sein, sondern es gibt immer auch negative Nebenwirkungen.“

Plötzlich lacht er laut, und die Menschen lachen mit ihm. Ein Lächeln hat alle professorale Ernsthaftigkeit durchbrochen. Eine ZuhörerIn, die gerade noch für das Grundeinkommen applaudiert hatte, quiekt kurz auf vor Entzücken über diese heilige Ehrlichkeit. Sie presst ihre Handflächen zum buddhistischen Segenszeichen aneinander und kippt ihren Oberkörper nach vorn.

Überall vor und in dem Stadion riecht es nach Räucherstäbchen, obwohl nirgends welche zu sehen sind.

Nachdem auf dem ersten Podium des Tages die Waldrodung, der Zins und die übermäßige Fleischproduktion gegeißelt wurden, werden im Presseraum Fleischbällchen von Einweg-Holztellern und Cola aus Pappbechern angeboten, für die sich die veranstaltenden drei buddhistischen Verbände hoffentlich nicht haben am Kapitalmarkt verschulden müssen: Bis zum vorletzten Veranstaltungstag war die 1,6 Millionen Euro teure Veranstaltung defizitär. Der Besuch ist also keine Kommerzangelegenheit und auch kein Weltjugendtag. Der Altersschnitt liegt vielleicht zehn Jahre unter dem einer katholischen Sonntagsmesse. Die Teilnehmer erinnern an andere Menschlichkeitsmessen wie Bio-krebskongresse oder Lichtheilungstagungen, auf denen unsichere Menschen nach Autoritäten suchen, die sie in ihrer Ahnung bestärken, dass es eine geistige Realität neben der materiellen gebe; und dann gehen sie nach Haus und meinen, einen großen Schatz entdeckt zu haben, aber es war wieder doch nur eine kleine Banalität.

Immer morgens hält der Dalai Lama eine Begrüßungsrede. Am Samstag heißt zunächst ein Ansager die Besucher willkommen und bekommt einen Blackout, als er das Leitmotto nennen will. Er schaut auf seinen Spickzettel: „Ach ja: Eine Welt, ein Geist, ein Herz.“ Kurz darauf vergisst auch der Dalai Lama das Thema und lässt es sich von einem Mönch, der schräg hinter ihm sitzt, ins Ohr flüstern. „One world? Yes. One heart, one mind – hm, I don't know.“ Er lacht über seine Bescheidenheit: „Einige nennen mich Gottkönig, andere einen Dämonen. Aber ich bin ja auch bloß ein Mensch.“ Seine Stimme bricht fiepsig

nach oben aus und hallt in der Arena lange nach. Die Zuhörer applaudieren.

Der Dalai Lama sagt, als „primäre Ebene“ eines Menschen bezeichne er die Ebene der Menschlichkeit und Nächstenliebe; das sei die wichtigste, wichtiger als die sekundäre oder weitere Ebenen, auf denen etwa die Religion angesiedelt sei. Auf der primären Ebene herrscht in der Arena größte Harmonie. Auf der sekundären Ebene wird nicht diskutiert. Vielleicht ist alles ein großes Missverständnis.

„Ich will endlich Taten sehen“, ruft der Klimaforscher – Applaus. Seine Heiligkeit sagt zur Klimapolitik: „Vielleicht stirbt die Welt bald, vielleicht brennt die Sonne bald nicht mehr, das ist dann eben die Realität. Aber bis dahin sollten wir möglichst glücklich sein.“ Applaus.

Der Lama winkt seelenruhig in die Menge, was die Harmonie abermals steigert. Er sagt: „Geistiges Wohlergehen wird nie mit einer Maschine produziert werden können.“ Am Ende der Diskussion legt der Dalai Lama den Professoren weiße Schals um, einige hundert Besucher laufen vor die Bühne und fotografieren, eine Frau in gelbem T-Shirt murmelt: „Das ist der beste Mensch auf der ganzen Welt.“ (2008)



Hier erfahren der Leser und die Leserin, warum die WAHRHEIT GROSSGESCHRIEBEN zu werden hat!

Auf der Frankfurter Buchmesse, in der Halle 3.0, wurde der Literaturkritiker Denis Scheck interviewt, und er sagte auch: „Es ist nicht wahr, dass Lesen immer schlau macht. Man kann sich auch dumm lesen. Schauen Sie sich nur einmal in dieser Halle bei den Verlagen genau um.“ Das Publikum lachte.

Sagte er die Wahrheit? Die größte Verlagsgruppe, Random House, hatte ihren Stand ganz in der Nähe. Da konnte man ja mal nachsehen. Es gab dort Bücher, die klug klingen („Chassi-

dismus III“ von Martin Buber) und weniger („Die Erzengel – deine mächtigen Helfer“). Manche Titel waren nichtssagend („Wasser“), andere ganz schön blöd („Wie Sie unvermeidlich glücklich werden“). Denis Scheck hatte natürlich recht, so wie man fast immer recht hat mit Relativierungen. Doch am riesigen Stand von Random House fiel noch etwas auf: Viele neue Bücher handelten von der Lüge. Und das ist nicht irgendein Thema. Sondern ein hochaktuell politisches und zugleich uraltes. Dass jemand lüge, ist ein Totschlagargument, und weil Lügen so unmoralisch ist, verbindet es die Politik mit den menschlichen Abgründen. Außerdem wurden schon oft Lügen unterstellt, wo letztlich gar keine waren.

Eines der politischen Bücher steht aktuell auf der Bestsellerliste. Es ist „Die Freihandels-Lüge“ von Thilo Bode. Ob am Wochenende 150.000 Menschen in Berlin gegen das Freihandelsabkommen mit Amerika demonstriert hätten, gäbe es die Semantik der Lüge nicht, sondern nur die vielen Fakten und Wenss und Abers? TTIP bringe nicht so viel, wie Industrie und Politiker versprechen, argumentiert Bode darin ganz fair und sauber. Doch der Titel sagt mehr: Wir werden belogen.

Dieser Buchtitel ist unglaublich häufig. Der Mediziner Michael Nehls hat ein neues Buch geschrieben: „Die Alzheimer-Lüge“. Darin erfährt man, dass Alzheimer nicht einfach so kommt, sondern durch Faktoren ausgelöst werde, die teilweise durch unsere Lebensweise beeinflusst seien. Aus der Verlagsvorschau: „Eine bahnbrechende Erkenntnis, die unser Leben nachhaltig beeinflussen wird.“

Der Wunsch nach Erkenntnis ist erfreulicherweise groß. Und das nicht erst seit dem Herbst 2015. Hans-Josef Susenburger, ein Archivar der F.A.Z., findet schnell diverse Buchtitel mit „Lüge“. In den vergangenen Jahren gab es da etwa: Die Inflationslüge, Pensionslüge, Schöpfungslüge, Vorsorgelüge, Weiterbildungslüge, Joghurtlüge, Reformlüge, Sozillüge, Glückslüge, Geschlechterlüge, ADHS-Lüge, Supermarktlüge, Cholesterinlüge, CIA-Lüge, Methusalemlüge, All-inclusive-Lüge, Burnoutlüge, Reformlüge, Patchworklüge, Talentlüge, Mondlüge, Atomlüge, Ökolüge, Tetanuslüge, Pharmalüge, Virenlüge und den Klassiker des Journalisten Udo Ulfkotte,

der AfD und Pegida Futter für ihr Bild von „den Journalisten“ gab: „So lügen Journalisten“.

Das hat was.

Was fällt auf? Zum Beispiel, dass die Lügen, von denen wir erfahren dürfen, oft entweder mit unserem Körper zu tun haben, den politischen Realitäten oder mit Gott. Die Lügen der Ernährungs- und Pharmaindustrie, der Finanz- und Wirtschaftseliten und der Theologen kommen relativ häufig vor. Dabei wurde es von Moses gerade den Theologen verboten zu lügen (zum achten Gebot gehört auch dazu, dass man nicht Vorurteile bemühen sollte, Klischees, nicht anderen schmeicheln soll, et cetera). Die Moses-Lüge? Letztlich aber war es ein Theologe, der mit diesen Büchern überhaupt angefangen hat. Martin Luther schrieb 1543 den Longseller: „Von den Juden und ihren Lügen“ (Verlag Hans Lufft).

Zurück zur Buchmesse. Der Verlag Pantheon geht mit „Die Alles-ist-möglich-Lüge“ ins Rennen. Nicht alles gleichzeitig sei möglich, lautet grob vereinfacht die These. Man muss sich entscheiden. Diejenigen, die behaupten, alles sei möglich, seien einer Lüge aufgefressen. Auch die Esoteriksparte von Random House befasst sich in diesem Herbst auffallend oft mit der Lüge. In den Vorschauen geht es um die „Milch-Lüge“ (doch nicht so gesund, wie lange gedacht, teils ungesund, nicht so viel trinken, die modernen Kühe leiden) – und einmal auch um die Lüge an sich. Vielleicht liefert dieses Buch eine Erklärung, warum so viele Bücher von der Lüge handeln: Bar Stenvik, „Blöff“ (Riemann). Das Buch wird so beworben: „Bar Stenvik zeigt, wie unser Wunsch nach Wahrheit und Authentizität geradezu einen Markt für ständig neue Bluffs schafft: Was ist echt, was ist Täuschung?“ Er meint, dass es unser Wunsch nach Wahrheit sei, der den Markt für Blöffs eröffne.

In diesen Tagen erscheint im Verlag Ludwig „Die Mutterglück-Lüge“ von Sarah Fischer. Darin verrät sie, dass sie eigentlich lieber ein Vater geworden wäre und mit dem Begriff des Mutterglücks hadert. „Die Fleiß-Lüge. Warum Frauen im Hamsterrad landen und Männer im Vorstand“ ist hingegen der Titel des neuen Werks von Brigitte Witzer im Verlag Ariston. Darin ist zu erfahren, dass auch das Glück der arbeitenden Frau begrenzt ist. Verlagswerbung: „Ein Augenöffner!“

Bei so vielen Augenöffnern kann es einem ganz hell im Kopf werden: Es ist nicht alles gleichzeitig möglich, arbeiten ist besser als Hausfrau sein, aber zu viel Fleiß im Office führt auch ins Unglück. Das nannte Hegel Dialektik. So werden am Ende der Zeiten alle Lügen einander aufgehoben haben. Ein Beispiel für eine diskursiv-dialektische Spirale, die zu höherer Einsicht führt, liefert das bald auch bei Ludwig erscheinende Werk von Detlef Brendel und Sven-David Müller: „Die Zucker-Lüge. Wie das Lebensmittel-Kartell uns einredet, dass Essen krank macht.“ Man denkt: Da geht es um die Zuckerindustrie. Aber die Erwartung löst sich schon im Klappentext dialektisch auf. Es geht gegen die Anti-Zucker-Hysteriker. Hatten also erst kürzlich aufsehenerregende Sachbücher wie „Zucker – der heimliche Killer“ (GU) und „Zuckerfrei glücklich in 8 Wochen“ (Goldmann) oder „Warum der Zucker uns umbringt“ (Systemed) oder Hans-Ulrich Grimms „Warum die Zucker-Mafia uns krank macht“ in die Kerbe geschlagen, dass uns die perfide Zuckerindustrie arg kränke, so werden in diesem Buch die Lebensmittelratgeber selbst zu Lügner. Verlagswerbung: „Keine Angst vor den Angstmachern“.

Das ist klug gesagt. Apropos Zucker-Mafia: Der Titel führt zu einem weiteren Feld ertragreicher Titel-Schemata. Wir fragten das Archiv auch nach solchen Büchern, die mit „Wahn“ oder „Mafia“ titeln. Susenburger fand zahlreiche, und auch wieder eine dialektische Fülle von Diagnosen des Irrsinns. Der Gotteswahn und Atheismuswahn, Sojawahn und vegetarische Wahn, Hexenwahn und Wahn der Freiheit, Gender-Wahn, Wachstums- und Akademisierungswahn. Auch zum Suchwort Mafia findet Susenburger vieles: Spendenmafia, Gesundheitsmafia, Food-Mafia, Fleischmafia.

Was bedeutet das? Ein Kenner der Branche sagte: „Ach, wir machen das nicht zum Spaß. Es führt zu guten Verkäufen.“

Was er dann sagte, könnte man sinngemäß so zusammenfassen: Trends und Themen nutzen sich ab, aber niemals die Faszination einer bösen Macht, von der sich die Menschen bedroht fühlen, die sie deshalb auch gern fassen und erkennen wollen, aber nicht so, wie sie sich im wahren Leben zeigt, denn das macht ihnen Angst, sondern stilisiert in Miniaturform; das Böse muss reduziert werden wie eine Weintraube zu einer Rosine, aber zu-

gleich muss die Form geglättet werden, die Schatten und Dellen retuschiert, damit es einfacher zu erkennen ist, und diese Miniaturen des Bösen müssen dann auch noch so dargestellt werden, dass sie letztlich doch viel größer als eine Rosine aussehen, eher so groß wie eine Wolke, aber doch nicht so groß wie das Böse.

Hatte damit nun Bar Stenvik recht? Zur Erinnerung: Das ist der Autor von „Blöff – Die geheime Mechanik der Lüge“, dessen These lautet, dass „unser Wunsch nach Wahrheit und Authentizität geradezu einen Markt für ständig neue Bluffs schafft“. Unser Wunsch nach sogenannter Wahrheit und Authentizität schafft zunächst einen Markt für ständig neue Hochstapler. Auch auf der Buchmesse wurden einige gesehen. Es geht ja auch nicht um die Buchverlage, sondern um den Leser. Der wünscht sich Bücher, nach deren Lektüre er sich authentischer und wahrhaftiger fühlt. So gesehen, hat Stenvik recht. Vielleicht sind es aber auch einfach nur Krimis.

Dass die Lügen-Bücher überwiegend von unseren Körpern (Ernährung, Gesundheit, Medizin) handeln oder von Gott oder vom Geld und der Finanzwelt – was hat das zu bedeuten? „Ich weiß es nicht“, sagte ein Branchenkenner. Klar ist, dass es viele Enttäuschungen mit dem eigenen Körper, Gott und dem Geld gibt. Klischees heilen; der Kitsch ist eine süße Medizin, die glücklich macht. Die Nebenwirkung ist aber, dass man davon dement wird. Jedenfalls mit gewisser Wahrscheinlichkeit. (2016)



Ein Nazi geht mit seinem Dackel Gassi und wird versehentlich mit einem Naturschützer verwechselt

Das einfache Leben ist artgerecht, Konsum und Genuss sind teuflische Versuchungen. Ein Mann namens Günther Schwab wusste das sechzig Jahre vor uns. Kaum jemand kennt diesen kauzigen, kapitalismusfeindlichen Forstmann aus Österreich noch, den sein deutscher Verlag einen Pionier der Umweltschutz-

bewegung nennt. Als Schwab vor neun Jahren in biblischem Alter starb, trugen Archivare einige Kisten aus dem Haus in Salzburg, Urlaubsfotos mit Dackel, päpstliche Orden, Ehrendokortitel und eine Bibliothek mit NS-Literatur. Über Schwabs Person aber weiß man wenig. Und was man weiß, lässt staunen.

Schwab glaubte die Natur zu lieben, den Wald, die Tiere, Gräser und Steine. Aber in diesem schwärmerischen Herzen gab es auch eine andere Seite: den Zorn auf die Feinde der Natur. Genaugenommen war es nur einer, der Mensch. Schwab verteufelte den technischen Fortschritt, den Wohlstand und die Industrie. Er brachte Töne zum Klingen, die bis heute zu hören sind, aber seine Musik klang doch ganz anders. Sie brachte ihm Erfolg.

Die einzelnen Töne klingen wie vernünftige Sorgen um die Umwelt. Wörtliche Zitate: Fische zeigen ernste Schäden durch Industrieabgase. Durch die Luftverpestung wird der Holzzuwachs der Wälder herabgesetzt. In Südafrika und den Vereinigten Staaten versiegen nach umfangreichen Abholzungen in weiten Gebieten Quellen und Brunnen. Die Flüsse führen mehr Unrat und Gifte, als Güter darauf transportiert werden. Die Menschheit nimmt zu, die Ackerfläche wird immer kleiner und unfruchtbarer. Zu Schleuderpreisen ergoß sich eine Weizenflut über die Welt, die zahllose Bauern ruinierte. Ich habe die Nahrung zum Handelsgegenstand gemacht – sagt der Teufel.

Das erfolgreichste, in 16. Auflage lieferbare Buch Schwabs heißt „Der Tanz mit dem Teufel“. Es ist ein politisches Pamphlet, das als Roman verkleidet ist, doch mit Fußnoten gespickt wie eine Doktorarbeit. Der Inhalt: Der Teufel und seine Leute reden den Menschen ein, „zu den Grundlagen des Menschentums“ gehöre der „Besitz eines Autos, Fernsehers, Kühlschranks, einer zum Bersten gefüllten Garderobe“, „Doch des Teufels geheime Absicht ist die Zerstörung des Lebens.“

Diese Idee ist schlicht, doch sehr gefährlich. Schwab verstand sich gar nicht als Umweltschützer, sondern als Lebensschützer. Das ist so wie der Unterschied zwischen einem Heilpraktiker und einem Schamanen. Wenn Schwab über die Dinge redete, meinte er nicht die Dinge, sondern etwas Größeres, etwas Geistiges. Dieses Geistige nannte er Leben. Und er verstand darunter ein Leben

unter den Gesetzen der Natur. Und er verstand darunter Fügung, Schicksal, Härte, Tod. Unter dem Leben Tod zu verstehen, darauf muss man erst mal kommen. Von der Industriemoderne erwartete Schwab bezüglich des so verstandenen Lebens nicht viel. Nur eine Unterwanderung der Lebensmoral: „Alles Geborene muß vom ersten bis zum letzten Atemzug um die Erhaltung seines Lebens kämpfen.“

Derartigem „guten“ Leben im Weg steht nur der Mensch, der gut leben will. Und gibt es nicht entsetzlich viele Menschen? Zu viele, fand Schwab schon 1958, als er das Buch schrieb. Damals lebten 2,9 Milliarden Menschen auf der Erde. Schwab urteilte: „Die Menschheit ist zum Krebsgeschwür am Leib der Schöpfung geworden“, und an „dieser Krankheit sterben die Böden, die Gewässer, die Lüfte“.

Der Zorn ist typisch. Doch war Schwab ein Mann von vielfältigem Talent und mit freundlichen Seiten. Seine Werke handeln auch vom glücklichen Förster vom Silberwald, von Kamerad Hund, Dackelglück. Im verschwörungsliterarischen Hauptwerk wartet der Teufel auf mit: billigem Essen, Schulmedizin, Autos, Reisen, Atomkraft, Fertiggerichten und Pestiziden. Satan spricht: „Ich steigere unentwegt die Produktion des Überflüssigen, des Entarteten und Entartenden, und preise es als unentbehrlichen Fortschritt an.“ Die Medien, Politiker und Ämter stecken unter einer Decke. Alles ist vergiftet.

Die Verschwörungstheoretiker sind ja mit Schwab nicht von der Welt gegangen und werden bis heute gern gelesen. Auch der alte Forstmann hat postum Leser. „Der Tanz mit dem Teufel“ wird bis heute verlegt. Der regionale Verlag Niemeyer in Hameln, der sonst langweilige Titel über Denkmalpflege anbietet, nennt ihn einen „Klassiker der Umweltliteratur“. Über ein kritisches Vorwort habe man nie nachgedacht, heißt es auf Anfrage. Stattdessen: „Günther Schwab wies auf die Gefahren aus Umweltverschmutzung, Vergiftung der Luft, Vernichtung des Waldes, Gift in der Nahrung und die Gefährdung allen Lebens durch eine entfesselte Technokratie bereits hin, als es den Begriff ‘Umweltschutz’ noch gar nicht gab und an die ‘Grünen’ noch nicht zu denken war.“ Das Buch warne vor Profitgier und habe zur Sensibilisierung beigetragen.

Um Profitgier geht es nur vordergründig. Es geht um jenen sozialdarwinistisch durchtränkten Naturkitsch, der die geistige Basis der Blut-und-Boden-Ideologie war. Schwab schreibt gegen den Wohlstand, weil er den Menschen als eine Pflanze von vielen denkt, deren Bestimmung es ist, sich zu fügen. Schwabs Welt enthält – wörtlich – Vorstellungen vom „guten Tod“, der den Schwachen zuteilwerden sollte, wenn sie den Lebentüchtigsten im Wege sind. Immer sind es die Teufel, die diese Wahrheiten aussprechen. Ein Dezernent des Teufels spottet: „Ihr habt gegen den guten Tod gekämpft und ihr glaubt, den Tod an sich besiegt zu haben. Es war euer Triumph. Ein trauriger Triumph. Denn ihr habt das Leben krank gemacht.“ Unter Leben versteht Forstmann Schwab Kampf und den Sieg des Stärkeren.

Diese Ideen sind nun schon längere Zeit außer Mode geraten. Sollte man meinen. Doch Schwab bekam von sehr angesehenen Stellen, etwa dem Staat Österreich, Auszeichnungen bis an sein Lebensende. Er starb 2006 als „Prof. Dr. Dr.“, ohne eine wissenschaftliche Arbeit geschrieben zu haben, er war Ehrendoktor, Ehrenbürger, Ehrenprofessor, Kulturpreisträger. 2010 schrieb das Agrarministerium Österreichs in einem Buch über grüne Pioniere, „aufrüttelnd“ sei Schwabs Werk: „Mit seinen Aktionen trug er zum aktiven Schutz der Natur bei.“ Die Stadt Salzburg meldete 2004, Schwab zähle „zu den wichtigsten Vorkämpfern des Umweltschutzes“. Im selben Jahr erhielt er das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst. Er steht in diesem Sinne in einer Reihe mit Elias Canetti, Erwin Schrödinger, Herbert von Karajan, Friedrich August von Hayek, Schostakowitsch.

Die Werke, die er hinterließ, übertreffen die aller anderen hinsichtlich ihres humoristischen Gehalts bei weitem, wenn auch unfreiwillig. Eine Liste der Buchtitel: „Kamerad mit dem haarigen Gesicht“ (1941), „Trost bei Tieren – Vom schenkenden Herzen unserer Mitgeschöpfe“ (1960), „Herz auf vier Beinen – Ein heiter ernstes Hundebuch“ (1969), „Land voller Gnade: ein Buch von Wäldern, Wassern und Wildnis“ (1973), „Sieben Dackel und Marisa“ (1982), „Geld oder Leben: Aufruf zur Umkehr“ (1989).

Klingt nach Groschenroman. In bildungsbürgerlichen Zeitschriften, der F.A.Z. oder „Zeit“, findet sich über die Jahrzehnte keine Buchbesprechung. Wer aber liest Schwab? Hunderttau-

sende Bücher verkaufte er. Schwab ist salonfähig: 1967 erhielt er vom Papst per Privataudienz die Medaille „Cum esset filius Dei“. Schwab überreichte dem Papst ein Exemplar von „Tanz mit dem Teufel“. Der Erzbischof schrieb ihm später „in aufrichtiger Wertschätzung“, der Heilige Vater habe „mit Interesse von Ihrer Veröffentlichung Kenntnis genommen“. Der völkische Naturmystiker Schwab sah sich als frommen Katholiken, und der Papst schien keine Einwände zu haben. Als Schwab 97 wurde, erschien ein freundlicher Artikel in den „Salzburger Nachrichten“. Darin ließ Schwab seine guten Taten im Kampf gegen die Atomkraft Revue passieren. Für diesen Kampf hatte er 1958 den Weltbund zum Schutz des Lebens gegründet. Er wurde Ehrenmitglied des Österreichischen Tierschutzvereines. An seine Freunde verschickte er eine Fotokarte, die ihn als steinalten Mann in heiterer Erwartung des Todes zeigt. Im Arm, wie oft in seinem Leben, der Dackel, der bessere Mensch: gehorsam, unverdorben, liebend, instinktgeleitet.

Woher bezog Schwab seine Ideen? Er sagt, aus der Natur. Seine Lebensweisheiten leitete er aus Naturerfahrung ab, vornehmlich Walderfahrung. Einmal erklärte er: „Die abendländische Seele ist eine Waldseele, und dem Wald verdankt sie all ihre Kraft. Die sie heute notwendiger braucht denn je, wenn sie den Anfechtungen der ihr feindlich entgegengesetzten Steppenseele begegnen will.“ Schwab war schon als Jugendlicher ganz vom Wald beseelt. Später schilderte er, wie er sich in den zwanziger Jahren vom Anblick der Wälder ergriffen gefühlt habe: „Aus der grünen Dämmerung der Wälder griff eine Hand nach mir, die mich nie mehr loslassen sollte. Der Blick weitete, alle Sinne vertieften sich. Neue Erkenntnisse strömten zu mir. Ein anderer, ein neuer, und, wie ich glaubte, ein besserer Mensch wurde geboren.“

Hier, im Wald, müsste dann auch die Wurzel seiner Schattenseite zu finden sein, des abgrundtiefen Zorns auf den sündigen Menschen. Schwab wurde nach seiner Walderfahrung 1922 zum Öko-Paulus, da war er gerade achtzehn. Er gab seine Stelle als Bankkaufmann auf und arbeitete in Wien als Redakteur einer Naturschutz-Zeitschrift. Schon im ersten Text, 1922, glorifiziert er die gute Natur in Abgrenzung vom schädlinghaften Menschen. Er beschreibt „Horden, die die Großstadt allsonntäglich nach al-

len Richtungen ausspeit“ und ihr „grausames Vernichtungswerk“. Schwab reiste durch die Welt, kehrte zurück, wurde Förster, trat 1930 der NSDAP bei, 1931 der SA. Das war sehr früh, beide waren zeitweise verboten in Österreich. Der Wunsch kam von innen.

Von 1936 an war er Revierjäger in der Steiermark, 1935 erschien sein erster sogenannter Roman: „Mensch ohne Volk“. Der Verlag hieß Franz Eher, es war der Zentralverlag der NSDAP. Wie immer geht es um Naturgefühle, Hunde, Wald. Der Kreislauf der Gedanken: „Der Einzelne ist nichts. Sinn alles Lebenden ist nur jenes Große, das alle zusammenfaßt; jenes Dauernde, das über dem vergänglichen Einzelwesen steht; jenes Göttliche, das den Einzelnen schafft und dem jeder zu dienen hat. Es ist das Volk! Was faseln sie von Freiheit und Gleichheit! Begriffe, die sich der Mensch ausgedacht hat und die die Gemüter verwirren, weil sie der Natur fremd sind.“ Die Freiheit abzuschaffen fand er angemessen, denn dies mache Schluss auch mit dem „Rechte dessen, der mehr Geld hat“. Freiheit wird zur Sünde.

Für die Literatur war Schwab leider ganz unbegabt, ihm fehlte jede Fähigkeit zur Reflexion. Er gefiel sich in der Rolle des Genies, schwärmte und hasste. Über Andersdenkende: „Sollte dann noch einer neue Fragen stellen, so entspringen sie einem entarteten Hirn, aber es sind Fragen, deren Lösung die Menschheit nicht zufriedener machen würde. Es wird immer welche geben, die es anders wollen. Wie es auch dünne Äste gibt an jedem Baum und kranke Tiere in jeder Art. Aber den dürren Ast bricht der Sturm und das kranke Tier reißt der Wolf.“ Befehl: Ausmerzen!

Man sollte den alten Mann, wie wir ihn später mit Dackel und Bundfaltenhose sehen, nicht unterschätzen. Was er in den Kriegsjahren tat, ist völlig im Dunkeln. Dazu kann auch der gut informierte Archivar Martin Wedl vom Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek nichts sagen. Im Nachlass: keine Hinweise. In den Dutzenden Büchern: kein Wort. Sechs Jahre soll er sich in Kampfgebieten im Osten aufgehalten haben und Sturmführer SA gewesen sein. Im Werk zeigt wiederum der Wald, warum es Zeiten der Gewalt geben muss: „Wenn aber der Herbst kommt und Sturm und Notzeit drohen, kann der Baum nicht Bedacht nehmen auf sie (die Blätter). Er muß sehen, wie er selbst durchkommt. Darum zieht er das grüne Blut der Blätter

an sich, daß sie gelb und welk werden. Der Baum nimmt ihnen das Leben. Er hat das Recht dazu, denn er hat es ihnen gegeben. Die Blätter fallen. Aber ihr kostbares Blut ist nicht verloren, sondern steigt abwärts im Stamm, der es bewahrt als Nahrung und Vorrat.“ In der Neuauflage nach 1945 wurde diese Passage gelöscht. Fast alles andere blieb.

Schwab schrieb gegen das Geld an und verdiente sich ein kleines Vermögen. Er reiste zu Vorträgen, Ehrungen, Alpenurlaube. Erinnerungsfotos beschriftete er akribisch, etwa: „Ich halte die Festrede“, darunter Namen, Titel und Funktionen prominenter Personen oder, wenn sie dabei war, „Mutti“. Er schrieb von unberührter Natur und lebte in der Stadt Salzburg. Archivare entdeckten nach seinem Tod im Nachlass einen Bestand nationalsozialistischer Schriften. Bis weit in die siebziger Jahre hatte er sich darin Notizen gemacht.

Schwab schrieb auch Drehbücher, zum Beispiel für den Film „Der Förster aus dem Silberwald“; im Trailer hüpfen Gams und Hirsch über Quell und Gras, Stimme aus dem Off: „Der Lebenskampf der Kreaturen als grandioser Hintergrund menschlicher Spannungen“. Ein großer Erfolg. Hunderte riefen Schwab an und wollten von ihm wissen, wo denn dieser herrliche Silberwald sei, den es niemals gegeben hatte.

Dazu der Teufel: „Der Wald ist der Urquell der Musik. Und wo der Wald stirbt, wächst die Wüste. In der Musik nennen wir das Jazz.“ Wüstenmusik! Hier lebt auch der nationalsozialistische Begriff von den Nomadenvölkern weiter und das Klischee vom erdverwurzelten Germanen. „Nomaden“ aus der Wüste, so nannten die Nazis die Juden, wenn sie mild gestimmt waren.

Der sture Schwab sah sich als Bewahrer einer ewigen Wahrheit, die, so glaubte er, die Industriemoderne überstehen werde: „So bleibt in einer Zeit, wo der Bauer sich leider immer mehr von seiner Kultur zu entfernen geneigt ist, um sich der Zivilisation in die Arme zu werfen, schließlich nur noch der grüne Mann im Walde, der das Vermächtnis wahrer Kultur hütet für kommende Geschlechter.“ Das war sein Selbstverständnis.

Es ist auch ein Teil der Ideengeschichte des Umweltschutzes. Schwab schritt voraus. Sein Weltbund zum Schutz des Lebens verstand sich als „Widerstandsbewegung gegen den Untergang“

und „unpolitisch, international und überkonfessionell“. Man protestierte gegen Atomkraftwerke, lang bevor es die Grünen gab. 1974 schrieb Schwab an seine „Gesinnungsfreunde“ aus dem Weltbund und nannte seine ideologischen Gegner „Schädlinge“. So, wie ein Förster eben spricht. Der Weltbund war nicht ohne Einfluss. 53 Vereine gehörten ihm 1974 an, darin 276.000 Personen, darunter auch Wissenschaftler. Einige der geistigen Opas der Grünen und der Ökopartei ödp waren hier versammelt, etwa Max Otto Bruker und Werner Kollath. Der bis heute aktive Ökofunktionär Hubert Weinzierl, Mitgründer des BUND, schrieb 1966 einen Aufsatz für das Magazin des Weltbundes. Später sagte er: „Das Sterben der Wälder wird unsere Länder stärker verändern als der Zweite Weltkrieg.“

Doch mit den Jahren verbitterte Schwab. Der Heimatfilm wurde zum Gespött, Schwabs Verehrer alterten mit ihm, die Auflagen sanken. Schon 1980 beklagte er dichtend: „Einst hatte der Forstmann ein Priesteramt, doch heute sind sie verdammt allesamt. Mit lebensfremden Computersystemen vermessen sie sich, die Schöpfung zu zähmen.“ Er, der Priester im Ruhestand, schrieb auf der Maschine. Die Titel der Aufsätze werden schräger. 2000 erschien: „Nächste Woche beiß ich meine Frau und andere Leckerbissen“. In einem seiner letzten öffentlichen Zeichen, der Fotokarte, steht: „In der tief stehenden Sonne meines Lebens erstrahlen die Gipfel im Licht, während die Schluchten der Nöte und Niederlagen im Dunkel bleiben, als hätte es sie nie gegeben.“

Er bat nicht um Verzeihung für das Böse, das er tat. Dass er nichts Böses getan hatte, das hatte ihm ja der Wald schon eingeflüstert. Sein Lebenskampf war siegreich. Günther Schwab bleibt vorzeigbar in einem Deutschland, das mit Strenge jedem Verdacht auf Rassismus nachgeht und alte Kinderbücher und Schokoladenverpackungen vom Begriff „Mohr“ reinigt. Die Urteile über Schwab sind mild. Der Ökologe Joachim Radkau schrieb 2002 von Schwabs „zeitweiliger Affinität zum Nazismus“. Der Umwelthistoriker Frank Uekötter nannte Schwab 2007 einen „Vertreter aus dem konservativen politischen Spektrum“.

Doch hat Schwab die Botschaft der Natur richtig verstanden? „Ideen sind Gespenster“, schrieb Schwab selbst einmal. „Alle Ideen haben zuletzt immer nur Blut gekostet.“ (2015)



Sag niemand was gegen Nervensägen! Wir brauchen sie

Die kennen Sie bestimmt auch: eine Nervensäge, männlich, alt. Hat irgendwann etwas Empörendes beobachtet. Seitdem lebt er für die Aufklärung des Sachverhalts und in der Hoffnung auf Veränderung. Er sammelt Fakten. Und Argumente. Gegen unvergleichbare Schulnoten in Bayern und Bremen, die Abiturienten benachteiligen; gegen schlechte Hühnerhaltung, die Hühner benachteiligt; gegen die Benachteiligung von Behinderten, Migranten, Deutschen; gegen die des Laubfrosches gegenüber Lastkraftwagen. Oder über korrupte Journalisten. Niemand aber dankt es, nicht der Frosch, nicht der Abiturient.

Die Nervensäge trägt gern Beige, ist uneitel, unerotisch, stets sachorientiert. Wachsam, Frühstaufer, oft evangelisch, Ostseeurlauber – und sehr sparsam. Der Typ verschickt dicke Dossiers an Bundestagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Wahlkreisabgeordnete, Kreistagsabgeordnete; gern auch mit Textmarker präparierte Kopien von Zeitungsartikeln. In der Zeitungsredaktion ist er namentlich bekannt, seine Leserbriefe werden beim Eingang mit einem Stempel versehen, auf dem steht: „Achtung, Nervensäge!“ Internet nutzt er nur zur Recherche, die Kommentarfunktion der Nachrichtenseiten meidet er, da verliert man schnell die Orientierung.

Ihn abzuweisen ist ungerecht und undankbar. Denn Herr Nervensäge ist für eine pluralistische Demokratie unbedingt notwendig. Er ist systemrelevant, weil er zum Beispiel den Nervensägen in den Institutionen Antithesen bietet, auf die sie selbst nicht mehr gekommen wären. Weil er Zyniker zum Herzinfarkt treibt. Auch, weil er den Humor am Leben hält.

Es ist wichtig, den Typus der Nervensäge vom politischen oder religiösen Fundamentalisten abzugrenzen. Die Nervensäge arbeitet sich am Einzelfall ab und verfolgt ihn stur bis zum Lebensende. Während der Fundamentalist im Abstrakten lebt und von Systemwechseln, Gottesstaaten oder Freiheit träumt,

misstraut Herr Nervensäge solchen Begriffen. Er hat nur die eine Sache im Kopf: Die Schulnoten müssen vergleichbar werden, und dann ist die Welt wieder in Ordnung. Intellektuelle sind ihm suspekt, und wenn er das Wort „Meta-Ebene“ hört, empfindet er einen kalten Schwindel, ohne sich dies erklären zu können. Er will nicht berühmt werden und nicht ins Fernsehen; es sei denn, es wäre der Sache wegen notwendig. Er kokettiert damit, progressiv zu sein, wird von Außenstehenden aber für reaktionär gehalten, in jedem Fall für spießig. Das stört ihn nicht, und niemand weiß, ob er es überhaupt bemerkt, dass die Leute über ihn kichern.

Man spottet, dabei hätte er Wertschätzung verdient. Dazu kommt es aus mehreren Gründen nicht. Erstens, weil er nervt. Zweitens, weil man sich mit ihm nicht schmücken kann. Drittens, weil seine naive Ehrlichkeit eine Zumutung ist. Und auch deswegen nicht, weil Herr Nervensäge seine Themen nicht danach auswählt, ob sie gerade populär sind.

Zu seinem Thema kommt er durch reinen Zufall. Redet alle Welt von Flüchtlingen aus Syrien, ist Herr Nervensäge noch immer bei vertriebenen Kleinbauernkindern aus Peru, die er auf einer Busreise 1972 ins Herz geschlossen hat. Ereifern sich die Politiker im Fernsehen über das Leid der Mastputen, setzt er sich beharrlich gegen das Sterben der Korkeichenwälder im südlichen Mittelmeerraum ein. Gäbe es diese feinen alten Herren nicht, hätten sämtliche schrulligen Themen der Welt keinen Lobbyisten mehr. Die Nervensäge, heimliche Stütze der Demokratie, wird paradoxerweise gerade deshalb zum Lobbyisten der schrulligen Themen, weil sie selbst kein Lobbyist ist. Der Typ hat keine eigenen Aktien im Spiel: weder finanzielle Interessen noch Eitelkeit. Er will nicht jemand anderes sein.

Oft ist er Jurist, Verwaltungswissenschaftler, Mathematiker oder Theologe und arbeitet in einer Anstellung, in der er unter seinen Möglichkeiten bleibt. Er hat auch Schattenseiten. Seine Putzhilfe hat er beim Finanzamt nicht angemeldet. Er hegt heimlichen Groll gegen Katholiken und Fettleibige. Zum Helden taugt er auch nicht. Sein gesellschaftliches Ansehen oder guten bürgerlichen Ruf würde er im Einsatz für die Gerechtigkeit letztlich nicht aufs Spiel setzen. Wie ein guter Wein braucht auch eine gute Nervensäge, bis sie die volle Reife erreicht hat. Mit 50 geht

es erst langsam los. Mit 68 ist der Höhepunkt der Entwicklung erreicht, dann baut der Mann langsam ab. Vom 80. Lebensjahr an vereinsamt er, weil niemand ihn mehr ertragen kann. Auf dem Nachttisch im Pflegeheim steht das Foto seiner Mama im Rahmen.

Herr Nervensäge ist ein bürgerlicher Archetyp, deswegen ist er notwendig für die bürgerliche Welt. Neugierig, wissend, harmlos, keck, aber nicht aufrührerisch; friedlich, aber nie zufrieden. Außer mit sich selbst, das schon. Er hat das Urvertrauen, dass er die Welt zum Guten verändern kann. Für die Leute, die er nervt, scheint er wie eine Mücke, die um Elefanten kreist; aber in Wahrheit ist er der Pfeiler der Bühne, auf der sie selbst stehen.

Vielleicht wird dieser Typ bald aussterben. Nicht deswegen, weil er sich schwach vermehrt – Herr Nervensäge ist Einzelgänger und meist kinderlos. Sondern zum Beispiel, weil das Bombardement mit Schlagzeilen, Meinungen und Informationen, dem wir alle ausgesetzt sind, diese hochkonzentrierten Sonderlinge stresst und verwirrt wie Pestizide die Bienen. Anscheinend definieren sich die Leute auch immer stärker über ästhetische Identifikationen wie Öko-Lifestyle, Hipster und so weiter anstatt über organisch gewachsene Persönlichkeit und Standpunkte. Das macht es der Nervensäge auch nicht gerade leicht. Aber vermutlich hat sie trotzdem eine Zukunft. Joachim Fest nannte es vor schon ziemlich langer Zeit eine „merkwürdige Erscheinung, dass dieses Bürgertum stirbt und immer wieder stirbt – und doch nicht untergeht“.

(2016)



Warum haben die Influencer so entsetzlich blaue Haare?

Viele erwarten, dass die Demokratie den Rechten oder Linken zum Opfer fallen wird. Es ist demgegenüber schwieriger zu argumentieren, dass sie aus ganz anderen Gründen Schaden nimmt, als aus der erwarteten Wiederkehr einer ideologisch getriebenen

Polarisierung. Was wäre, wenn sie aus der Mitte unserer Freiheiten selbst faulte? Anders gesagt: aus Gründen der Individualisierung? Und der damit verbundenen Folge, dass die Menschen, die so vollständig individualisiert sind, plötzlich nur noch politische Leitfiguren akzeptierten, die so voll und ganz „Ich“ sind und nichts sonst.

Die Frage ist, wer künftig die Aufmerksamkeit erhält, wenn es um politische Kommentierung geht, um Meinungsbildung, um Urteilsbildung. Das sind laut dem Grundgesetz etwa die Parteien, und natürlich die Presse, der Rundfunk, die Medien. Und in den neuen, „sozialen“ Medien, schlägt jetzt ein neuer Typus Meinungsmacher durch, der das Gefüge durcheinanderbringt. Es ist ein politischer Influencer, der sich überhaupt nicht mehr mit Parteien oder Ideologien arrangiert. Er bleibt einfach er selbst – oder, und das wäre das Problem: eher das Bild, das er von sich inszeniert.

Da der neue politische Influencer seine Urteilskraft darin begründet, als unabhängiges Individuum wahrgenommen zu werden und nichts als das, ist er auf einen Trick angewiesen. Er muss seine Ungebundenheit als Stärke inszenieren. Weil sie in Wahrheit keine Stärke ist, weil das Leben ein Beziehungsgeschehen ist, benötigt er Karikaturen derjenigen, die gebunden sind. Das können parteipolitische, ideologische, religiöse Bindungen sein. Solche kräftige Inszenierung von eigener Individualität geschieht also auf Kosten anderer. Zum Beispiel auf Kosten von Parteien, Autorinnen oder entsprechender „Berufspolitiker“.

In diesem Punkt sind die neuen Influencer, die ich „Ich-Isten“ nenne, übrigens den Populisten ähnlich. Und beide, Populisten und Ich-Isten, tragen bei zum Bruch mit einer Diskussionskultur, die man gebildet, bürgerlich oder demokratisch nennen konnte.

Der Unterschied: Die Populisten sprechen für „das Volk“, die Ich-Isten für sich. Populisten idealisierten die identitäre Gemeinschaft, die Ich-Isten sich und das Netzwerk der „Unabhängigen“.

Das Gemeinsame: Beide sorgen sich nachrangig oder gar nicht um Gemeininn.

Die Ich-Isten hetzen nicht und brüllen nicht herum, aber sie lachen und lachen und lachen. Meistens über andere. Ihre Follower lachen mit ihnen. Ihr gemeinsames Lachen ist spöt-

tisch. Ich-Isten fragen nicht nach, sie wissen immer alles besser. Weil sie nicht mehr neugierig sind (und sich das ja auch nicht mehr lohnt), schaufeln die Ich-Isten einem Respekt und einer Höflichkeit das Grab, die der anderen Person gelten – und zwar ganz ungeachtet ihrer konkreten Ansichten und Standpunkte. Gemeinsinn lebt vom Respekt, auch gegenüber denen, denen man Fehler nachweist.

Sie blicken auf Parlamentsdebatten, Pressekonferenzen und Talkshows vom Unten der Un-Höflichkeit, des Un-Verständnisses, der Un-Geduld. Vom Unten des alltäglichen, gewöhnlichen „Ichs“ hinein in die merkwürdigen Polit-Blasen, Parteitage, Sachzwänge, mit denen man nichts zu tun hat und haben will, aber deren Vorteile zu sehen man auch zunehmend außerstande ist (Kompromiss, Ausgleich, Zusammenhalt).

Jan Böhmermann zum Beispiel sagt auf seinem Twitter-Profil (etwa 2 Millionen Follower) über den Ort, von dem er komme: „From the motherland of fun and laughter“, Aus dem Mutterland des Späßes und Gelächters. Spaß ist nicht das gleiche wie Humor. Etwas ganz anderes ist Hohn, die Lust, den anderen vorzuführen. Der alte Harald Schmidt sagte über Böhmermann, er habe früh gewusst, dass dieser nicht zu einem guten Moderator taue (moderat wirkt er ja wirklich nicht). Aber Schmidt sagte, er habe gespürt, dass Böhmermann es als „Krawallschachtel“ einmal weit bringen werde.

Der Krawall der Ich-Isten kommt nicht aus einer politischen Richtung, sondern aus der Richtung einer Geltungssucht, die sich die Mühe gar nicht machen braucht, sich zu verorten. Böhmermann – anscheinend linksliberal –, übernimmt auch den Populisten-Jargon von „Altparteien“. Der Habitus des Unberechenbaren gehört zum Programm, und das Programm lautet eben einfach nur „Ich“.

Welchem Selbstverständnis folgt das neue politische Engagement? Böhmermann twittert einmal, „mit so Basics wie Menschlichkeit kennt sich von denen komischerweise keiner aus“. Er ist ein Moralist.

In der populistischen Variante sagt man, diese und jene schaden dem Volk. Hier ist der Ich-Ist und Populist Roland Tichy so ein Beispiel. Er zeigt, dass man auch vom „Mainstreamjourna-

listen“ zum Ich-Isten werden kann, auch im Alter und wohlbeleibt. Tichys Name ist Programm. Seine Zeitschrift heißt wie seine Kanäle heißt wie er selbst. Ganz nach der Art vieler anderer, unpolitischer Ego-Magazine: Wohlleben, Boateng, Barbara.

Der Ich-Ist kann völlig unpolitisch sein. @rezomusik äußert auf Twitter, im September 2019, dieses Selbstverständnis: „Macht Party mit euch auf Youtube“. Er wirkt da wie ein meist gutmütiger Choleriker. Mal sagt er: „Nein, macht das nicht, ihr kleinen Ficker.“ Morgen dann: Benehmt euch, seid anständig, auch hier. Tweet von Rezo: „Ey ich bin gerade so sau hyped. In diesem Jahr wird es noch mehrere völlig neue Projekte geben, an denen ich gerade parallel worke. Uiuuiui ich hab Bock!“

Der Sprecher der Bundesregierung, Steffen Seibert, musste sich in der Bundespressekonferenz einmal fragen lassen, ob er seine gehobene Ausdrucksweise bald anpassen werde, da Rezo sich beschwert habe, er verstehe Seibert nicht. So ein Angriff auf eine differenzierende und moderate (moderierende, kultivierte, gehobene, uneindeutige) Ausdrucksweise klingt lustig, ist aber ein Angriff aufs Denken selbst.

Stellen Sie sich vor, Sie wären ein Abgeordneter. So einer, der morgens zu den Feuerwehrfesten fährt und abends an die Hochschule, und übermorgen zu den Obdachlosen und zum Schraubenunternehmen, nächste Woche in den Moscheeverband und dann zu den Katholiken, und der weiß, dass es tausende Betroffenheiten und Sichtweisen und Wünsche gibt, und dass Politik immer harte Arbeit an einem Kompromiss ist, der am wenigsten schädlich für alle ist. Wie erklären Sie, als dieser Abgeordneter, einem hypermoralischen, hyper-individualistischen Ego-Isten Ihre Arbeit? Wie erreichen Sie ihn? Und: Können Sie irgendetwas von ihm lernen, können Sie ihre Arbeit aufgrund seiner Kritik besser machen? Nicht. Eben. Das ist das Problem. Er lässt sich nicht repräsentieren.

Ein Hyper-Individualist lässt sich durch „Volksvertreter“ bei seiner Individualität unmöglich abholen. Selbstherrliche wollen nicht regiert werden, nicht moderiert werden, weil sie sich sonst schlecht repräsentiert fühlen, doch paradoxerweise landen sie so in der Diktatur der Selbstherrlichkeit. Viele der in der Welt derzeit erfolgreichsten Wahlkämpfer sind Schauspieler

und Hochstapler. In deren moralisierendem Getöse bildet sich ein egalisierender Strudel, der nur noch zwischen „dafür“ und „dagegen“ unterscheidet, und nicht ein Argument meint oder eine Ideologie, sondern ein pervertiertes Gefühl von Freiheit.

Der Erfolg der politischen Youtuber und Twitterer hängt mit der Schwäche von Partei(politikern) zusammen, die Wünsche der Follower nach persönlicher Identifikation und Unterhaltung zu befriedigen. Das Karussell der Mediendemokratie, das Nahbarkeit, Emotion, Polit-Promis verlangt, dreht sich nochmals schneller, und doch ganz anders. Die Debatte erinnert zunehmend an Wrestlingkämpfe. Sie findet ständig vor einem dauererregten Publikum unmittelbar statt, und ist doch Schein. Die Akteure wechseln zwischen Beleidigungen, Prügeln und Umarmungen. Leider droht in diesem Ring die bürgerliche Intelligenz vollends abzusaufen. Dabei sieht der Ich-Ismus doch so nett aus. Er trägt Jogginghosen, Tattoos und bunte Haare.

Der Pfarrersohn Rezo sagte bekanntlich im Frühjahr in seinem „ikonischen“ Video: „Ich werde in diesem Video zeigen, wie CDU-Leute lügen, wie ihnen grundsätzliche Kompetenzen für ihren Job fehlen [...] und ich zeige, dass nach der Expertenmeinung von zig Tausenden deutschen Wissenschaftlern die CDU aktuell unser Leben und unsere Zukunft zerstört.“ Viele – und auch ältere, analog lesende – Menschen fanden seine politische Predigt gut. Und sie sagten: Endlich hat die Jugend mal wieder eine zornige Stimme. Endlich wird die Youtube-Welt, bevölkert von Geschöpfen wie dämlichen Nagellack-Influencerinnen, Orient-Rappern oder korrupten Modebloggern, „politisch“. Hurra. Leider aber sind Ich-Isten ziemlich rücksichtslos. Sie sind echte -Isten. Wie alle -Isten nehmen sie nur Rücksicht auf Ideen, aber nicht auf die Umstände. Ich-Isten unterscheiden sich von den anderen in dem Punkt, dass sie eigentlich kein Thema haben. Ihr Selbstwert bemisst sich also nicht an Zielerreichung, sondern nach Zustimmung: Klicks, Likes, Masse. Und das ist das Gefährliche daran: Der politische Ich-Ismus eröffnet die Gefahr, dass seine Aktivisten ihre vielen kleinen Erlebnisse, Kränkungen und Ressentiments verallgemeinern, und sie ständig einer viel zu großen Öffentlichkeit zumuten, die sich unterhalten lassen will und „mitgenommen“ fühlen. Aber ihre politische Ungebundenheit

entlarvt sie letztlich als das Gegenteil von dem, was sie angeblich sind: politisch. Sie können partiell Menschen oder Gruppen demaskieren, karikieren oder bloßstellen. Aber sie zielen nicht auf Veränderung. Rezo wird am Ende garnichts bewirkt haben, außer dass die CDU neue Social-Media-Redakteure sucht.

Gebildete Bürgerlichkeit wurzelte eigentlich in der Erfahrung, dass die Welt ver-rückt ist. Aus dieser Erfahrung wachsen Geduld, Zurückhaltung, Demut und Rücksichtnahme. Vielleicht sogar Mitleid. Das ist der heimliche Spirit der Demokratie. Bürgerliche Demokraten sind rücksichtsvoll. Humoristen lachen aber anders, als Böhmermann und Rezo. Heinrich Heine kam nicht aus dem Mutterland des Späßes und Gelächters, sondern aus dem Vaterland des Leidens und des Lächelns.

Ein Staat von 80 Millionen Individualisten bedeutete das Ende der Politik. Dann gäbe es nur noch den Markt und die totale Herrschaft des Geldes, und die Freiheit zum Konsum von Dingen, mit denen wir unsere Leere füllen. Dann färben wir uns die Haare, lassen uns Engelsflügel auf die Schulterblätter tätowieren und hämmern uns und den anderen immer wieder die Gewissheit ein, dass wir die glücklichsten und freiesten Menschen aller Zeiten seien. Und auch das forderte Opfer.

Angesichts der Emotionalisierung des öffentlichen Raums verschwand das Schamgefühl, man könne zu wenig zu einem Thema zu wissen, um sich öffentlich äußern zu dürfen. Durch den Erfolg der hypermoralischen Ich-Isten erstickt der Diskurs in billigen Schuldzuweisungen. Der Antipode des reaktionären Philosophen Arnold Gehlen (dem Erfinder des Wortes Hypermoral), Theodor Adorno, sagte einmal, sinnvolle Kritik setzte „selbstverständlich voraus, dass man von der Sache, die man kritisiert, etwas versteht“. Dieser Punkt berührt den Mangel der Ego-Isten. Sie haben auch deshalb keine wirklich relevante Stimme, denn sie haben überhaupt nicht die mühevollen Voraussetzungen geschaffen – eine Urteilskraft, auf der Ich-Stärke beruht. Das vielleicht ist der Grund ihrer Reizbarkeit. Vielleicht gefallen sie sich auch deshalb in der Opferrolle. Auch in diesem Habitus ähneln sie den Rechtspopulisten wie zweieiige Zwillinge.

Ein Schamgefühl, noch nicht genügend zu wissen um urteilen zu können, ist das Merkmal bürgerlicher Intelligenz oder besser:

die Voraussetzung ihrer Entstehung. Bürgerlich, sagte der Publizist Joachim Fest in seinem letzten, halb ironischen Nachruf auf das unsterbliche Bürgertum, sei die Neigung zur Selbstkritik, ein Verantwortungs- und Realitätssinn. Und, vor allem: „Die geformte, vom elementaren Hunger nach geistigen Erfahrungen lebenslang geprägte Persönlichkeit“. Wann spürten Sie diesen Hunger nach Geistigkeit zuletzt bei Youtube oder Twitter? (2019)



Himmels unermessliches Kräuterglück

Ein seltsamer Ort hat sich der Holocaust-Gedenkkultur über fast siebzig Jahre entzogen. Er war bis vor wenigen Jahren unsichtbar, umwachsen von Büschen. Die Wissenschaft interessierte sich kaum für den ehemaligen Kräutergarten am KZ Dachau. Seit die Stadt die Büsche roden ließ, ist die Plantage wieder zu sehen. Die SS ließ dort nach biologisch-dynamischer Methode ungefähr tausend Sorten Heilkräuter anbauen.

Selbst in Dachau wusste bis zu der Entdeckung fast niemand, dass es den Garten gab. Und jetzt weiß man nicht so recht, was daraus werden soll. Wahrscheinlich lässt die Stadt eine der Gewächshaus-Ruinen sanieren, die anderen sollen zerfallen. Sie der Natur zu überlassen hätte hier, wo die Natur auf so sonderbare Weise kultiviert wurde, eine gewisse Ironie.

Von der einst 150 Hektar großen Kräuterplantage sind wenige Treibhäuser und grasüberwachsene Beete geblieben. Sie rosten in Scherben dahin. Es sieht aus, als habe diesen Ort seit der Befreiung 1945 nie ein Mensch betreten; eine alte Harke liegt vor dem Ofen, in dem die SS-Leute Kräuter trockneten. Drum herum stehen nun Speditionshallen, und im ehemaligen Verwaltungsgebäude der Plantage schlafen Obdachlose. Unweit stehen die Stacheldrahtmauern des Konzentrationslagers.

In der Plantage wuchsen Gladiolen, Pfefferkraut, Chili, schwarze Johannisbeere, Salbei, Thymian und Hunderte ande-

rer Sorten. Sie lebten vom Wasser und der Sonne und bekamen weder Kunstdünger noch Pestizide. Niemand war so verrückt nach Gesundheit wie die Nazis. Die Natürlichkeit der Kräuter war Himmler wichtig, und auch seine obersten Kräuterideologen schwärmten davon; zum Beispiel Ernst Günther Schenk, der karrieristische NS-Arzt, der für die mörderischen Ernährungsversuche mit Häftlingen im KZ Mauthausen verantwortlich war.

In Dachau zerrieben die Häftlinge des „Kommandos Plantage“ Kuhhörner und mischten nach dem Mondkalender geheimnisvolle Lichtnahrung für die Kräuter. Die Regeln dafür kamen von Rudolf Steiner. Ihn verehrte SS-Führer Heinrich Himmler, wofür der tote Steiner selbst überhaupt nichts konnte. Das Dachauer Pfefferkraut sollte die Wehrmacht unabhängig von importiertem Südpfeffer machen, der Saft der Gladiolen die „Volksgesundheit“ mit ihrem hohen Vitamin-C-Gehalt stärken und die Krieger im eisigen Osten fit halten.

Andere Gewürze und Gesundheitstees („Prittlbacher Kräutergetränk mild“) gab es für alle Bürger im Hofladen zu kaufen. Sie steckten in Packungen mit Jugendstilemblemen, verziert mit Sonnenmotiven, die Häftlinge gestaltet hatten. In der Plantage starben mehr als vierhundert von ihnen. Zeitweise arbeiteten täglich mehr als tausend Menschen dort.

Man weiß in Dachau anscheinend nicht so recht, was die Moral der Geschichte sein soll: die SS als Biogärtner. Der Ort bietet kein Bild des totalen Schreckens mit Gaskammern, Krematorium und Rampen. Er war auf den ersten Blick eine Idylle: der Kräutergarten der SS-eigenen „Deutschen Versuchsanstalt für Ernährung und Verpflegung“, eine Geburt von Himmlers esoterisch-zynischer Landlust. Das eigentümlich Schreckliche des Ortes rührt daher, dass er dem Besucher zeigt, wie hier konstruierte Idylle und Terror jahrelang koexistieren konnten.

Häftlinge, die dort arbeiteten, galten als privilegiert. Es waren Geistliche und Intellektuelle aus Polen und Tschechien. Zu Hunderten wurden sie auf die Plantage getrieben. Sie trugen nur dünne Kleider und mussten im Sommer wie Winter, bei starkem Regen und in der heißen Sonne arbeiten. Eine Gruppe von Warschauer Naturwissenschaftlern war mit chemischen Analysen beschäftigt, etwa von Vitamingehalten. Die Besatzer

hatten sie unter einem Vorwand ins Lager gelockt. Einer der Polen erinnert sich 1968 in einem Brief an die „geringe Intelligenz“ der SS-Aufseher, die den akademischen Häftlingen im Labor erlaubte, dass Kartoffeln aus Experimenten „als Pellkartoffeln in unseren Mägen landeten“, wie auch Labor-Alkohol im Winter 1940/41.

Solche Privilegien hatten wenige. Manche fotografierten und zeichneten Pflanzen oder füllten Kräutertüten. Häftlinge jüdischen Glaubens aber wurden von Wächtern und Kapos gefoltert und gequält, bis sie lieber sterben wollten als in diesem Garten weiterzuleben. Sie mussten als Objekte der Menschenversuche erhalten, die etwa von Ernst Günther Schenck geleitet wurden. In Mauthausen und Dachau wurden mit tödlichen Krankheiten wie Tuberkulose infizierte Häftlinge mit Kräuter-Globuli behandelt. Die zeigten keinerlei Wirkung.

Es ging um Volksgesundheit, Rassenhygiene und eine neue, „germanische“ Medizin, die sich von der „jüdisch“ genannten Schulmedizin unterscheiden sollte. Ein Rätsel bleibt, was SS und Bio-Thymian miteinander zu schaffen haben. Vermutlich wusste das auch unter den NS-Ernährungsideologen niemand, denn sie glaubten an eine rätselhafte, mystische, schicksalhafte Natur. Die ließ sich für sie ertragen, weil sie sich selbst zu den Herren des Schicksals machten.

Fast an jedem Tag transportierten die Häftlinge Leichen mit der Schubkarre aus Himmlers Garten. Einige schrieben Gedichte:

„Es ist egal zu weinen oder zu lachen / in dem schrecklichen Durch-
einander dieser Welt / Es ist nur eine Gewohnheit laut zu lachen
/ Und zu weinen im Geheimen.“

(2013)



„Einige Menschen bekamen sogar eine Spiegelscherbe in das Herz, dann aber war es ganz entsetzlich; das Herz wurde einem Klumpen Eis gleich.“ *Schneekönigin*

Der Weg zum Dorf der Aussteiger führt durch phantasielose, gigantische Felder. Raps in früher Blüte, Getreide erst knöchelhoch. Am Waldrand biegt die Straße ab. Eine Steinspirale auf dem Sandweg markiert die Grenze des Ökodorfs.

Jeder neue Siedler, der nach „Sieben Linden“ zieht, muss hier einen persönlichen Gegenstand vergraben, das ist ein Aufnahme-ritual. Doch auch wer nur zu Besuch kommt, muss ein paar Dinge hinter sich lassen: Haustiere, nichtbiologische Körperpflege- und Reinigungsmittel und eingeschaltete Handys sind nicht erlaubt.

Rechts ist die erste Bauwagensiedlung zu sehen. An den Wagen hängen eine Jamaika- und zwei „Pace“-Flaggen. Die Bewohner haben die Hippiekultur in die Altmark gebracht, hier nach Pop-pau, auf halber Strecke zwischen Wolfsburg und Stendal, aber vierzig Jahre verspätet. Wie auf einem Campingplatz am Gardasee hängt am Eingang eine Platzkarte. Sie zeigt Wege, Gebäude und die „Nachbarschaften“, in denen Leute nach eigenen Regeln zusammenleben; sie heißen „Globolo“, „Windrose“ oder „81/5“.

Derartige Ökodörfer gibt es mehrere in Europa, dies ist eins der ersten und größten. In einer Zeit, in der eine Industrienation den Ausstieg aus der Kernenergie fast ohne Gegenstimme beschließt, bilden sich fernab der Städte alternative Lebensgemeinschaften, die sich als Avantgarde einer kommenden Gesellschaft sehen. Die „transition towns“ wollen ihre Energie möglichst selbst produzieren wie auch die Wasserkreisläufe im Ort halten, ihr Gemüse selbst produzieren. Sie erwarten auch angesichts der kommenden Erdöl- und Ressourcenknappheit, dass die energieintensive Form unserer Zivilisation keine Zukunft hat. Aber sie sehen den Wandel auch als eine Kulturrevolution: eine spirituelle Neuorientierung sei nötig. Hierher nach Sieben Linden war ich für zehn Tage gekommen, zu einem Kennenlernseminar und einer Arbeitswoche.

In einem Vorraum des aus Holz gebauten Hauses ließ man die Schuhe stehen, ging mit wolligen Socken hinein in den großen Raum im Dachgeschoss, wo viele Wollsocken sich auf unbehandeltem Parkett eines artgerechten Lebensraums erfreuten. Einer der Seminarleiter sprach vor den vielleicht zwanzig Teilnehmern über Politik. „Die Fragen, die man links liegengelassen hat, sind jetzt im Zentrum der Politik angekommen“, sagte er. Gemeinschaften und die „Ökodorfbewegung“ gewannen immer mehr an Bedeutung: „Der Buddha der Zukunft wird eine Gemeinschaft sein.“ Später stellte eine Frau das politische System des Dorfs vor. Es gab viele Schaubilder, die über die Arbeitsweise diverser Räte informiert, es war sehr kompliziert für die relativ wenigen Menschen hier, gut hundert.

Der älteste Mann in der Runde, ein graubärtiger Seminarleiter, war an der Reihe. Um seinen Hals hing ein fröhlicher Schal. Sein Haar war voll, er sah aus wie ein in die Jahre gekommener Westernheld: „Wolf, der wilde Wolf. Ich bin froh, hier zu sein, so froh. Ich bin froh, dass ihr gekommen seid, ich brauche eure Energien, danke. Im Februar wäre ich fast über die Schwelle gesprungen. Ich habe seit anderthalb Jahren Lungenkrebs.“ Er schnaufte nach jedem Satz. „Danke für eure Wertschätzung, danke. Jetzt darf ich wieder bei euch sein. Ihr seid mein Lebenselixier.“ Wie rührend, wie distanzlos.

Zwischen den Referaten besichtigten wir die Nachbarschaften. Manche sahen aus wie Anthroposophenhäuser, rund und biologisch-dynamisch, eine Hausgruppe entstand gerade aus Strohballen neu. Eine Siedlung sah aus wie eine Forschungsstation am Polarkreis, die Wagen waren aus lackierten Brettern, blitzblanke Schornsteine stachen aus ihnen rauchend zum Himmel heraus. Einige Seminarteilnehmer interessierten sich dafür, hierher zu ziehen, andere waren eher vage an Lebensalternativen interessiert, wieder andere wollten anderswo ein Ökodorf gründen.

Die meisten Bewohner des Dorfes waren älter als vierzig, aber auch viele Kinder lebten hier. Die ersten hier geborenen Kinder kamen in die Pubertät. Manche hatten in diesem Alter Probleme mit ihren Eltern. Ein Junge bat seine Mutter, wenn Schulfreunde zu Besuch waren, ausnahmsweise mal „irgendwas Normales“ zu kochen. Etwa neunzig Erwachsene und dreißig

Kinder lebten in Sieben Linden, in einem normalen Jahr zogen etwa fünf bis zehn weg und ebenso viele wieder neu hinzu. Fast alle arbeiteten im Ökodorf. Eine Siedlungsgenossenschaft besaß das Land, eine Wohnungsgenossenschaft besaß die Immobilien, und zur Finanzierung des Kollektivs musste jeder beitragen: Wer hierher ziehen wollte, musste Genossenschaftsanteile für fast 20.000 Euro kaufen.

Jeder hatte sein eigenes Einkommen, nur ein Teil des Geldes ging ans Gemeinwesen. Gemeinschaftsmitglieder, die in einem Haus wohnten, zahlten rund 500 Euro monatlich für Vollverpflegung und Warmmiete. Zudem sollte jeder einige Stunden im Monat ehrenamtlich für die Gemeinschaft arbeiten, so wie in jeder guten Schrebergartenkolonie: Geschirr spülen, fegen, Klos leeren, die Bibliothek betreuen. Der Weg zur Dorfzugehörigkeit war nicht leicht. Wer Mitglied werden wollte, musste in der Regel Vorstellungsrunden und eine Probezeit absolvieren. Danach stimmte die Dorfgemeinschaft über ihr oder sein Verbleiben ab.

Wolf lebte in der Nachbarschaft „Globolo“. Wolf hatte in den Siebzigern mit Kokain gehandelt. Er übernachtete in südamerikanischen Fünfsternehotels, lernte dort Mick Jagger kennen, brachte Drogen nach Europa und verkaufte sie. An einem Oktobertag im Jahr 1980 starb Wolfs Vater, am nächsten Tag wurde sein eigener Sohn geboren. Tod und Neugeburt innerhalb weniger Stunden empfand der wilde Wolf als einen schweren Schock, der ihn plötzlich in bürgerliche Bahnen lenkte. Er arbeitete als Handwerker, und nach der Wiedervereinigung zog er mit Familie in das vom Vater geerbte Haus. Wolfs Zwillingbruder wurde 1997 Gründungsmitglied des Ökodorfs, Wolf zog einige Jahre später nach; der Bruder starb vor ein paar Jahren. In einem Heilbeet hatte der kranke Wolf nun Erbsen gesät, auf die er täglich pinkelte. Die Erbsen sollten auf diesem Weg Informationen darüber enthalten, was Wolfs Körper fehlte, und im Sommer, wenn sie reif seien, würde Wolf sie essen. „Dafür muss man natürlich einen Schlag haben“, sagte Wolf, „aber ich glaube daran, ich hänge am Leben.“

Am Anfang wollte Sieben Linden noch eine vollständige Selbstversorgung erreichen; alle Nahrung, die hier verzehrt wurde, sollte selbst angebaut und geerntet sein. Davon waren sie

mittlerweile abgekommen. Das Dorf hatte, wie es schien, seinen Schwerpunkt auf Veranstaltungen verlegt. Fast täglich waren Seminargäste da, es gab diverse Bauwochen zum Mitarbeiten, „schöpferische Biografiearbeit“, „Tiefenökologie“, „Gemeinschaftsbildung“. Das Ökodorf profitierte von der Entfremdung der Stadtmenschen.

Der Großteil des Dorfes wurde zwar mit Privatvermögen und -krediten finanziert, aber auch der Staat und Stiftungen hatten Geld beigetragen: Das Dorf bezog Solareinspeisevergütungen, Erwachsenenbildungszulagen, es hatte anfangs Förderzuschüsse der Deutschen Bundesstiftung Umwelt erhalten, bekam Zuschüsse vom Land Sachsen-Anhalt, wovon etwa die neun jungen Leute bezahlt wurden, die hier ein freiwilliges ökologisches Jahr machten. Die Welt draußen zahlte mit für diese Zukunftswerkstatt. So mussten die Sieben Lindener doch nicht ganz so einfach leben, also nicht den ganzen Tag Kartoffeln ernten, sondern konnten manchmal bei einem Tässchen Bio-Tee vor dem Overheadprojektor stehen und über die Vorzüge der Rohkost referieren.

Trotzdem schufteten einige auch auf den Feldern. Betrachtete man nur Obst und Gemüse, betrug die Selbstversorgungsquote angeblich 70 Prozent. Jetzt, im Mai, kam aber so gut wie nichts von dem, was wir dreimal täglich im Speiseraum aßen, aus dem eigenen Anbau: weder Äpfel noch Orangen, noch die großen Mengen an Blattsalaten, Hirse-, Reis- und Polentagrieß. Bloß die Kürbisse und einige Marmeladen waren noch vom Vorjahr von der eigenen Scholle. Das selbstangebaute Gemüse, so hatte jemand berechnet, sei mehr als zweimal so teuer wie das, welches der Ökogroßhandel lieferte. Auch das Heizholz aus den eigenen Wäldern war wesentlich teurer als zugekauftes. Aber man baute selbst an und fällte selbst Holz, weil man an die lokale Versorgung glaubte.

Die meisten waren Vegetarier, einige aßen aber auch Fleisch. Andere waren strenge Veganer, sie aßen kein Produkt, zu dessen Entstehung ein mehr oder weniger ausgebeutetes Tier beigetragen hatte. Entlang dieser Fronten kam es gelegentlich zu Konflikten. Bei einem davon wollten die Fleisch-Agnostiker Nutztiere halten und auch Hühner schlachten, die Veganer wollten jede

Tierhaltung verbieten. Mittlerweile war ein Kompromiss gefunden, der jede Schlachtung verbot, die Haustierhaltung aber in Ausnahmefällen erlaubte und einer an der Dorfgrenze gelegenen Fuhrhalterei gestattete, Nutzpferde zu halten. Überall wiesen Schilder auf die ökologischen Wohltaten hin: auf den Toiletten, im Bad, im Essenraum.

Nach dem Kennenlernwochenende nahm ich an einer sogenannten Bauwoche teil, der „Pferdebauwoche“. Ich zog in ein Lehmhaus um. Das Haus hatte eine friedliche Aura, massive Baumstämme trugen es. Es gab keine Heizung, doch die dicken Lehmwände isolierten, und Wolldecken lagen im Wandschrank. Meine neuen Mitbewohner waren eine drahtige, ältere Frau mit Kurzhaarfrisur und Hardy, ein junger Kerl, der hier war, um für ein freiwilliges ökologisches Jahr Probe zu arbeiten. Die Frau schlief in der anderen Ecke. Hardy lag links neben mir.

Am Montagmorgen gingen wir durchs Dorf und dann einen Hügel hinauf. Unser Weg in die Fuhrhalterei führte an drei Äckern vorbei, auf denen vereinzelt Menschen in beigefarbenen Westen oder mit Filzhüten Setzlinge pflanzten. Sie sahen aus wie die Tolstojaner im Russland der vorletzten Jahrhundertwende. Oben befand sich die Fuhrhalterei, hier traf sich unsere ganze Arbeitsgruppe.

Wir saßen vor dem Pferdestall im Stuhlkreis und stellten einander vor. Die Chefin hieß Silke. Sie war die Pferdespezialistin des Dorfs. Ihr Haar wallte über beide Schultern; obwohl es schon grau war, sah es aus wie leuchtende Sonnenstrahlen auf einer naiven Kinderzeichnung. Trotzdem wirkte sie streng. Als Aufnahme ritual hatte sie ein Goldamulett am Dorfeingang vergraben, das sie von ihrer Großmutter geerbt hatte. Sie konnte die Stelle inzwischen nicht mehr wiederfinden. Es sei ihr wichtig gewesen, die Verhaftung an solche Gegenstände zu verlieren, sagte sie.

In der Pferdebauwoche sollten wir keine Pferde bauen, sondern die Gebäude der Wallache ausbessern, die hier im Ökolandbau als Zug- und Pflugtiere eingesetzt wurden. Einige Teilnehmer hatten sich Urlaub dafür genommen, sie schätzten die archaische Auszeit. Für unsere Mitarbeit bekamen wir den Schlafplatz gratis. Um halb neun begann die Arbeit. Wir bildeten einen Kreis und

fassten uns an den Händen, schlossen die Augen, atmeten tief ein und aus. Ein, zwei Minuten lang. Dann sangen wir einen Morgenkanon, wie fortan jeden Morgen.

Silke gehörte zu den Hardlinern in Sieben Linden. Diese waren im „Club 99“ organisiert, einer der Nachbarschaften, deren Gründungsmitglieder dreizehn Jahre zuvor begonnen hatten, sich wie Henry David Thoreau vor 150 Jahren ganz ohne Strom und elektrische Geräte und nur mit Handarbeit ein erstes Haus zu errichten, die „Villa Strohbunt“. Das naturnahe Bauen war mühsam: Um einen etwa 50 Zentimeter dicken Baumstamm mit Muskelkraft durchzusägen, brauchten die Frauen und Männer anfangs eine Dreiviertelstunde. Nun war der Club milder geworden und setzte auch Maschinen ein.

Am ersten Tag schaufelte ich gemeinsam mit meinem Mitbewohner Hardy einen Graben aus. Hardy, 24 und gelernter Motorradtechniker aus Cottbus, suchte nach einer Perspektive. Der Graben sollte 80 Meter lang werden, durch ihn würde später eine Wasserleitung neu verlegt werden, damit die Pferdetränke von der einen an die andere Grenze des Geheges verlegt werden könnte. Dadurch müssten die Pferde von der Futter- zur Wasserstelle einen weiteren Weg laufen als bisher. Der Sinn unserer Knochenarbeit war es also, auch noch den Tieren das Leben schwerer zu machen.

Aber es fühlte sich gut an, etwas Konkretes zu schaffen. Es machte zufrieden, das Land so zu verändern, dass es dem Menschen nützlicher wurde als zuvor, wieder mit den Händen zu erfahren, woher Wohlstand kommt und wie kostbar er ist. Es war eine banale Einsicht und gleichauf erschreckend, dass ich seit mehr als zehn Jahren keinen Spaten mehr in der Hand gehabt hatte und auch sonst keine handwerklichen Geräte, außer einen Hammer zum Bilderaufhängen. Jetzt fühlte ich mich so frisch wie als Fünffähriger beim Staudambauen an einem Bach. Gleichzeitig aber hatte unsere Arbeit am Graben etwas von überflüssiger Quälerei; mit einem Bagger hätte man den Graben in zwei Stunden fertigstellen können, wir benötigten Tage.

Laut der neuesten Ergebnisse der ökonomischen Happiness-Forschung trägt körperliche Arbeit signifikant zum menschlichen Glück bei.

In der Nacht schlief ich wie ein Baby. Meiner Mitbewohnerin Sophie ging es auch so, sie behauptete, das liege an der Freiheit von Strahlen und daran, dass das Lehmhaus atmete, denn es stand im Wald und war aus Wald. Wie das ökobiologische Bauen, so dauerte auch das Sattwerden länger, zumindest das Sattwerden vom veganen Essen: Es gab zum Beispiel fantasievolle Salate, Rohkost und Samen, Kartoffeln und gekochtes Gemüse, Kürbisecken aus dem Ofen.

Wenn wir in der Fuhrhalterei arbeiteten, ging Silke manchmal stundenlang mit einem Pferdepflog und zwei vorgespannten Tieren über den Acker. Man sah sie hin und her laufen, es sah gemütlich aus, Silke rief Kommandos, manchmal blieben die Pferde stehen und zogen das Gespann nach einigen Sekunden weiter. Ihr Ansatz war es, die Pferde durch geeignete Kommunikation dazu zu bewegen, dass sie freiwillig für den Menschen arbeiteten. Das sollte für die Pferde stressfrei sein. Neugier war etwas gereizt.

In der Kaffeepause lernte ich Gabi kennen, die eine der politisch engagierten Sieben-Lindener war. Sie trug Azurblau, ihr Haar wehte im Wind, und ihre Augen leuchteten blau. „Die Ökodorfbewegung wächst von Jahr zu Jahr, und es ist wichtig, voneinander zu wissen und sich zu vernetzen. Wir sind ja nicht hier, um für uns ‘Schöner Leben auf dem Lande’ zu verwirklichen“, sprach sie. „Mein Ziel ist es, an einem gesellschaftlichen Bewusstseinswandel mitzuwirken.“

Fast alle Arbeit war geschafft. Für ein paar Kannen Tee und Kaffee und einige Körnerplätzchen hatte die Fuhrhalterei einen neuen Zaun, eine neue Trinkstelle und eine neue Scheunenfassade. Hätten Handwerker das gemacht, es hätte Tausende Euro gekostet. Das mussten sich die Arbeitsmarkttheoretiker ansehen, die behaupten, das Angebot an Arbeitskräften hänge von der Höhe des Lohnes ab: Zehn Menschen arbeiteten für zwei Mahlzeiten und zwei Kaffee am Tag.

Am letzten Morgen passierte ein Unglück, das dazu führte, dass ich das Ökodorf früher als geplant verlassen musste. Hardy hatte der Bautruppe und Silke auf meine Bitte hin ausrichten lassen, dass ich mich zwei Stunden im Dorf umschaun wollte. Silke suchte mich mit der Pferdekutsche auf, um mir mitzuteilen,

dass es so nicht gehe. Wenn ich nicht mitarbeite, sei ich offiziell ein „Platzgast“ und kein „Baugast“ mehr. Und als Platzgast müsse ich 37 Euro zusätzlich am Tag zahlen, das müsse jeder an jedem Tag, an dem er nicht sechs Stunden Arbeit leiste. Ich entschied mich zu gehen. Ich schaute noch einmal beim „Globolo“ vorbei, wo der kranke Wolf lebte. Der Bus brachte mich nach Salzweidel, und bevor ich dort in den Zug stieg, aß ich im Imbiss am Bahnhof eine Currywurst und Kartoffelsalat. Es war billiger Mist, eine kulinarische Beleidigung nach dem guten Bioessen, vielleicht auch Tierquälerei. Doch der Imbiss tat mir gut; er war ein stiller Protest.

(2010, gedruckt in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung als überarbeiteter Auszug aus meinem im selben Jahr erschienenen Buch „Vom Aussteigen und Ankommen“)



Achtung vor dem Licht der Sonne!

Ohne die Sonne gibt es kein Leben. Man muss nicht vom Schlimmsten ausgehen, dass sie einmal plötzlich nicht mehr da wäre. Schon der Winter ist ungesund. Die Monate, in denen kein Sonnenstrahl auf unsere Haut kommt, weil das wenige Licht am Bürofenster hängenbleibt. Wir schlafen dann nachts nicht so fest, wenn wir vormittags nicht das Licht der Sonne im Gesicht haben. Das ist wissenschaftlich ebenso belegt, wie der folgende Vitaminmangel. Stark verhüllte Musliminnen leiden unter anderem darunter, dass es ihrem Körper an Licht fehlt, ohne das er nicht genügend Vitamin D produzieren kann. Dann müssten sie eben Tabletten schlucken, die aber niemals so wärmen wie die Sonne.

Die Sonne ist uns körperlich wichtig. Aber sie weckt auch unser Interesse. 87,8 Millionen Google-Suchergebnisse für „Sonne“ sprechen für sich. Das sind rund zwanzigmal so viele wie für Karl den Großen, fünfhundertmal so viele wie für „Grüne Soße“ und immer noch viermal so viele wie für Adolf Hitler.

Sie ist nicht nur physisch von Bedeutung, wegen der Vitamine und guten Laune, sondern auch als Symbol. Von der Sonne gibt es eine lange und facettenreiche politische Symbolgeschichte. Und so wie jede Symbolgeschichte beginnt sie bei Platon. Platon, dies stellte der Autor Dieter Hildebrandt in seiner „Biographie unseres Sternes“ heraus, sah darin die Idee des transzendentalen Guten. Das Licht, der Abglanz. Die Sonnenliebe – gemeint ist nicht der Pauschaltourismus – ist eine Passion von Idealisten und Vergeistigern. Ein heidnisches Vergnügen, meint Hildebrandt dann auch. Er legt in seinem Buch nahe, die Sonnenidealisationen seien stets die mächtigsten Konkurrenten des Monotheismus gewesen.

Wenn Weihnachten ist, feiern wir die Geburt des göttlichen Kindes. Der Termin liegt aber nicht am Geburtstag, sondern daran, dass sich unsere liebe Sonne gerade dann rarmacht. Nur unwahrscheinlich kam Ende Dezember Jesus von Nazareth zur Welt, zu dessen Ehre ein wunderbarer Komet sein Licht an den Himmel malte. Mit Sicherheit ist jetzt deshalb Weihnachten, weil es jetzt dunkel wird in unserer Welt. Die Kerzen und Goldkugeln haben die gleiche Funktion wie eine Vitamin-D-Tablette für eine Muslimin im schwarzen Niquab. Sie füttern uns mit Derivaten des Sonnenlichts,

Und auch, bekanntlich, wuchs die Liebe zur Sonne an diesen Dezembertagen auch schon unter germanischen Barbaren, die mit reichlich Met und Feuern die Sonnenwende feierten, wiewohl unter den Römern. Der 25. Dezember war unter diesen der Tag, an dem sie ihre Kriegerherzen für Mithras öffneten, den Sonnengott. In Rom wurde die Sonne auch als Sol Invictus vergöttert, der Unbesiegte. Das alte Ägypten verehrte Re. Und die Fans des FC Bayern München singen folgende Hymne: „Diese Tage voller Sonne, voller Licht / Oh FCB / Die Triumphe ungezählt / Diese Tage voller Sonne, FCB.“ Sieger zieht es zur Sonne hin, aber es gehört auch zum Bildungskanon zu wissen, dass es sie dann blendet – etwa Saulus, der im Blendlicht göttlicher Sonne zum Christen wurde –, dass sie uns verbrennen oder abstürzen lässt (vgl. Ikarus).

Deshalb steht die Sonne nicht nur für Gewinner, sondern auch für das Ende. Zum Beispiel des Kapitalismus. „Selbstverbrennung“ heißt das neue Buch des Potsdamer Klimawandelforschers Hans Joachim Schellnhuber. In unserer Hybris haben wir uns

ein tödliches Treibhaus geschaffen, lautet diese mit guten Daten und Modellen belegte Sonnenerzählung.

In der Energiewende wird die Sonne gegenwärtig zum großen Wirtschaftsthema. Das Max Planck Institut für Meteorologie in Hamburg hat berechnet, dass uns die Sonnenkraft 3078 Mal so viel Energie liefere, wie alle Menschen auf der Welt benötigten, sei es als direkte Sonnenenergie (2850 Mal) oder die aus der Wärmestrahlung entstehenden Winde oder das Pflanzenwachstum. Zum Teil speiste sich die Idee der Energiewende nicht nur aus Berechnungen, sondern auch aus utopischen Hoffnungen. Die Hoffnung, die Sonne müsse genügen, wurde von den Vordenkern der Wende nicht selten im prophetischen Jargon der Welterlösung propagiert. Dafür steht zum Beispiel der Publizist Franz Alt. Wenn Alt, ein gebräunter, lächelnder alter Herr und früherer Fernsehjournalist, nicht gerade nach Grönland fliegt oder nach China, um für Energiewenden zu werben, genießt er seine Energiewende auf der Sonnenterrasse. Auf seiner Website „Sonnen-seite“ informiert er darüber: Im Wintergarten empfangt er die Sonnenkraft, „Geschenk des Himmels“, und: „Wir benutzen die Energie vom Chef selbst sehr gerne.“ 4,6 Milliarden Jahre werde die Energiequelle nachhalten – fast eine Ewigkeit.

Alt verkörpert diese rätselhaft heilsgeschichtliche Dimension der Energiewende, die es auch gibt. Es geht demnach nicht nur darum, fossile Energie durch neue zu ersetzen. Alt spricht etwa von der „Sonne der Gerechtigkeit“, nennt die Sonnenenergiewende ein globales Friedens-, Welt- und Überlebensprojekt. „Krieg um Öl oder Frieden durch Sonne“ ist einer seiner Buchtitel. Die „Supermacht Sonne“ verkörpert bei ihm immer auch ein spirituelles Projekt. Es lebt davon, dass er Begriffe wie Geist, Licht und Sonne in eine allegorische Kette mit Jesus stellt, er setzt dem gegenüber: Autofahren, Flugzeugfliegen, Kohlekraft, den „Tanz um das ölige Kalb“. Er hat Sympathie für indische Lehren. Im Hinduismus ist die Sonne ein religiöses Glückssymbol: Swastika. Die Nazis adaptierten es als Hakenkreuz. Alt, davon doch sehr fern, beruft sich auf Jesus, für ihn: der „ökologische Jesus“. Die Energiewende ist für ihn eine „Jesus-Strategie“.

Hier schaut ein Fädchen aus dem semantischen Wollknäuel der Ökologiediskurse heraus, das es sich mit den Fingern zu

greifen lohnt und weiter herauszuziehen, damit es besser sichtbar wird. Denn: Was hat der nötige Ersatz knapp werdender Rohstoffe mit Jesus zu tun?

Vor schon etwa fünfhundert Jahren erklärte Luther das Jesuskind zur Sonne. Martin Luther predigte im Advent, Jesus sei „die allerliebste Sonne“. Wer Christus fürchte, sagte Luther mit metaphorischer Phantasie, dem gehe die „Sonne der Gerechtigkeit“ auf. Es ist wichtig zu verstehen, welche Ideen von Licht, Erleuchtung, Reinheit und Erlösung mitschwingen können, wenn derart von Sonnenkraft die Rede ist.

Das Jahr 1517 bietet auch jenseits von Luther eine Spur: Thomas Morus' „Utopia“ erschien erstmals. Dies gilt als die erste literarische Schilderung eines neuen, besseren politischen Gemeinwesens, das sich nicht mehr als ein Gottesstaat begreift, sondern als Sonnenstaat. Auf der Insel Utopia gibt es Güterteilung, keinen Egoismus, materielle Gleichheit. Damit die Tugendhaftigkeit der Menschen nicht gestört wird, müssen die Tiere vor den Stadttoren geschlachtet werden. Von Sklaven. In Utopia wird die Sonne als Gottheit verehrt. Die Landessprache heißt „Mythras“. Die Fäden des Symbols der Sonne und der politischen Utopie laufen immer wieder zusammen, und damit auch die Aspekte Gleichheit, Gesinnung, Tugend. Der Dominikanermönch Tommaso Campanella verfasste im Jahr 1602, dann wortwörtlich, den „Sonnenstaat“, eine weitere Sozialutopie. Wieder verschwinden Privatbesitz, Geld und Gier aus der Welt. Es ist die Verwirklichung des Paradieses auf der Erde, die niemals ohne den neuen, ganz gemeinnützigen Menschen auskommt. Im Sonnenstaat wird auf der höchsten Erhebung ein Sonnentempel errichtet.

Als in diesem Jahr Wissenschaftler in Darmstadt über Utopien tagten, sagte die Gießener Theologin Athina Lexutt, mit Morus' Utopia habe „ein folgenschwerer Wandel“ eingesetzt, „der im Verlust der religiösen Komponente der Vernunft eine neue Rolle zuschreibt“. Die Vernunft wird zum Maßstab für Tugend und Untugend, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit. „Utopia“ ist damit wie ein Wetterleuchten der Moderne. Und überall leuchtet auch die Sonne hervor, als Symbol, später auch für den Absolutismus, dann aber auch für die Aufklärung. Die selbstbewusste Vernunft tritt ans Licht der Geschichte, die fortan „der ewigen

Sonne gleicht, die, während sie droben sicher einherwandelt, sich selber mit ihrem eignen Lichte ihren Pfad beleuchtet“, so einmal Heinrich Heine.

Und zieht man weiter am Fädchen, dann geht es noch weiter zurück in die Symbolgeschichte der Sonne, noch einmal dreihundert Jahre. Denn hätte die Vernunft franziskanischer Mönche die Wahrheit angezeigt, dann hätte schon im Jahr 1266 ein utopischer, christlicher Gottesstaat auf der Erde verwirklicht sein müssen. Das hatte keine sechzig Jahre zuvor der Mönch Franziskus von Assisi vorausgesagt.

Auch dieser Franz war der Sonne verbunden. Sein Sonnengesang „Gelobt seist du, mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen, zumal dem Herrn Bruder Sonne, welcher der Tag ist und durch den du uns leuchtest“. Franziskus, ganz platonisch: Gott leuchtet uns durch die Sonne. Der Bruder ist beim heiligen Franz die Sonne, die Schwester die „Mutter Erde“.

Schon eine Generation nach dem heiligen Franziskus, im 13. Jahrhundert, entsteht in Italien eine neue politische Dynamik, die sich im Begriff der Wende festmachen lässt. Der Begriff Energiewende leitet sich direkt ab von demjenigen der Zeitenwende. „Wege zur ökologischen Zeitenwende“, heißt etwa ein gemeinsames Buch von Rudolf Bahro und Franz Alt. Der Begriff der Zeitenwende ist aber eben nicht deren Erfindung. Er gründet im franziskanischen, utopischen Denken. Franz von Assisi, dieser rebellische und verrückte Kaufmannssohn, der bis an den Rand des Todes fastet und den Vögeln wie Unkräutern predigt, machte den Beginn. Die Bewegung spaltete sich bald und brachte Joachim von Fiore hervor, der das „Zeitalter des Heiligen Geistes“ ausrief – das „Dritte Reich“ nach demjenigen des Vaters und Sohnes.

Der deutsche Religionsphilosoph Jacob Taubes sah in dieser Idee die Urkatastrophe für die europäischen Juden. Die Begründung lässt sich kaum in wenigen Sätzen machen, doch es ist evident, dass eifrige Bettelmönche schließlich schon bald im hohen Mittelalter unter ihren Kutten das sprichwörtliche Messer trugen und zu den fanatischsten Mördern der „materialistisch“ Beharrenden wurden. So also begann die Geistes-Zeit, die Zeit der Sonnen-Vernunft.

Im Jahr 2016 erscheint bei Hanser ein Buch von Stefan Meckiffer, einem ich-istischen Postwachstumsschwärmer. Der schlägt vor, statt Getreide anzubauen, sollten die Menschen Esskastanienbäume pflanzen, dann müssten sie bloß noch sammeln. Er legt Landwirten die Errichtung von Waldgärten statt Äckern nahe: „Und da die Bäume weit gepflanzt sind, kommt dazwischen genügend Sonne für mehrjährige Gemüse aller Art: Topnambur, Meerkohl, Wildrüben, türkischen Rhababer, Guten Heinrich“.

Die Sonne war Jahrhunderte ein Symbol für die utopische Hoffnung, dass Beten und Sammeln genühten; dass das gute Leben vor allem eine Frage der rechten Gesinnung sei. Gleichzeitig steht sie für die Dynamik, mit der politische, utopische Ideen machtvoll werden. Sie leuchte Spiritualisten wie Rationalisten gleichermaßen, weshalb sie in der Esoterik prominent zitiert wird. In diesem Sinne kann der Herz im Sonnenlicht trocknen.

Für Rudolf Steiner, der sich die Anthroposophie und Demeter-Ökolandwirtschaft ausgedacht hat, ist die Sonne Allegorie für Gott. Jesus wird bei ihm in zeittypisch freigeistiger Auslegung der Bibel zur Inkarnation der Sonne. „Durch das Mysterium von Golgotha hat sich die Christuskraft, die ursprünglich von der Sonne herabwirkte, mit der Erde verbunden“, erklärt das Online-Lexikon Anthrowiki. Die Sonne sei seine Heimat. Steiner sprach: In „früheren Zeiten“ habe sich der Mensch „als Licht im Lichte“ gefühlt und „unterschied sich nicht von den Sonnenstrahlen [und fühlte] sich auf den Wogen des Lichtes, auf den Wogen des Sonnenhaften, der Sonne“.

Sie bleibt brennend politisch. Der amerikanische Faschist und Trump-Verehrer Richard Spencer, der vom „weißen“ Amerika träumt, sagte: „Im Blut der Sonnenkinder, das in unseren Adern fließt, liegt unsere mögliche Größe begründet.“

Die Sieger, oder die sich als Sieger der Geschichte ahnen, verbrüdern sich mit der Sonne. Sie steht für Durchdringung und Macht. Sympathischer ist der Mond. Der Mond und die Nacht bieten Schatten und Verstecke, Sehnsucht und Fernweh. Man kann den Mond als kleiner Mensch schadlos betrachten. Die Sonne blendet. Deshalb ist sie für uns immer das, was wir in ihr sehen. Auf einem echten Weihnachtsbaum aber leuchtet immer ein Stern. (2016)

5

Leichtigkeit

Die Fischpräparatorin als ideale Ich-AG

Anja Kempf trägt blaue Latzhose und grauen Pulli. Sie steht auf, kniet sich vor das feuchte Objekt, von dem ein fischiger Geruch ausgeht. Was liegt da auf dem Silbertablett, eingewickelt in ein buntes Handtuch? Was wie ein Fisch riecht, ist auch ein Fisch. Anja Kempf rollt den Inhalt aus dem Frotteestoff, und mit matten Augen glotzt in den Raum: der Kopf eines kapitalen Hechts. Am Vortag aufgetaut. Rohmaterial.

Der Inhalt stinkt, aber überrascht hier nicht. Anja ist Fischpräparatorin von Beruf, und weil ich und Neugier uns für Fische interessiere, sind wir hier. Im Flur, genannt Galerie, hängen Dutzende vergleichbarer Köpfe. Doch die stinken schon lange nicht mehr. Zum Beispiel das Werk mit dem Titel „Hecht + Flosse“: Wie funkelndes Wasser glänzt die blaue Glasplatte, die den Fisch trägt. Schwanzflosse und Kopf bilden eine dynamische Einheit. Kempf 1997.

Der Hechkopf, den Anja Kempf jetzt auspackt, soll klassisch aufbereitet werden. Kundenwunsch.

Dazu fixiert sie erst einmal die Konturen. Sie legt den Schädel auf ein großes Blatt, malt das Seitenprofil ab, den Querschnitt, die Flossenposition. Orange-grünlicher Blutsaft tropft auf die Zeichnung. Sie zeichnet mit dem elegantem Schwung einer Architektin, dem Schwung aus 16 Jahren Selbstständigkeit. Sie wickelt den Kopf wieder ins Tuch ein. „Präparation – das ist mein Leben.“

Diplompräparatorin Kempf, die Marktführerin im deutschsprachigen Raum, stellt am Hechtschädel viele Macken vom Töten fest: Ein unerfahrener Jungangler war da am Werk. Kriegen wir aber wieder hin.

Die Galerie hängt voll mit Fischköpfen, -körpern, Fotos von bedeutenden Fängen, von Frau Kempf in Alaska mit Lachsen, von Frau Kempf auf den Lofoten mit Kabeljau, von Frau Kempf im Portraitstudio mit hochtouperten Haaren und Kostüm: „Auch so kann ich aussehen.“ Bilder zeigen die Größen der deutschen Anglerszene, die Edelfedern vom „Blinker“, sie alle liefern hier ab, im ersten Stock einer alten Klinker-Hafenhalle. In den frühen Schaffensjahren der Konservatorin wurden in diesen Räumen noch jeden Tag Zehntausende Schollen, Dorsche und Krabben gehandelt. Heute kurven nur noch ein paar einsame Gabelstapler Fischverpackungen auf Paletten herum. Anja Kempf hat frei gewordenen Raum besetzt und macht den Fisch in Bremerhaven unvergänglich.

Jeder Angler wird einmal für seine Geduld belohnt. Der Fisch des Lebens kommt unerwartet. Dann soll er unvergänglich werden.

Fr. Kempf verteilt auf Messen bunte Kärtchen, damit nichts schiefäuft nach dem Sensationsfang. „Quick-Info – zum Aufbewahren in Ihren Angelpapieren“ steht darauf: „1. Kempfanrufen – Fisch ankündigen. 2. Fisch einfrieren ...“ Dann isolieren, schicken und so weiter. Das Paket mit „Fisch“ beschriften. Dipl.-Präp. Anja Kempf hat sich zur Aufgabe gemacht, die steif vor ein Brett montierte Forelle abzuschaffen, die Staubfängerin im guten alten deutschen Hobbykeller. Sie setzt auf dynamische Zuschnitte, lebensechte Färbung, Materialvielfalt.

Ein weiteres Präparat wird besprochen. „In diesem Zander sind Rosatöne drin, das haben unsere Fische so nicht, der ist halt Spanier.“ Kempf sieht der Körperform sofort an: Ist es ein Exemplar aus Holland oder Spanien, aus Fluss oder Teich, überlistet in fetten oder mageren Futterjahren? Demnach modelliert sie Blick, Form und Hintergrund des Präparats. Sie sagt: „Ich bin halb Handwerkerin, halb Künstlerin.“ Kein Gast darf das Allerheiligste sehen, ihre Werkstatt, in der Köpfe und Körper Dutzender Traumfänge der Behandlung harren. Ein jeder ein Fisch des Lebens, den die Natur nicht zum Verwesen oder für die Pfanne geschaffen hat. Mittendrin in der Werkstatt muss eine riesige Gefriertrockenanlage stehen, die angeblich größte Deutschlands.

Diese Anlage macht, dass die Lippen und Flossen der Tiere straff bleiben. Trocknen ohne zu vertrocknen. Auf Anja Kempfs Internetseite schwärmt der Zanderangler Gerhard W. vom Endprodukt: „Ich glaube, Du bist die einzige Präparatorin, die es wirklich versteht, einen toten Fisch durch Deine Präparationen wieder ins Leben zurückzubringen.“ Weiter heißt es: „Wenn man wirklich Gold sehen will, was glänzt, dann braucht man sich nur meinen Zander anzuschauen. Mein Zander ist ein wahres Schmuckstück geworden. Von einer hervorragenden Präparatorin und nicht zu vergleichenden Künstlerin.“ Auch den deutschen Rekordwels aus dem Rhein, über zwei Meter lang, brachten sie hierher. Zwanzig Stunden hat Frau Kempf ihn ausgekratzt. Bei der Fleischentnahme kommt nichts weg. Der Ehemann bekommt dann eben Fisch zum Essen. Aus Hartschaum schnitzt Anja Kempf nach dem Muster ihrer Zeichnungen den Fisch nach. Die Haut und der Kopf werden aufgezogen. Der Fisch ist grau. Noch.

„Die Fische haben eigene Farben, wie wir auch, der eine hat einen hellen Teint und wird nie braun, der andere sofort.“ Anja Kempf hat helle Haut. Sie verbringt viel Zeit in ihrer Werkstatt, denkt viel nach. „Jeder Fisch ist anders.“ Ein aufsteigender Lachs, der die Wasserfälle hochspringt, darf nicht kerzengerade präpariert werden. Ein torpedoartiger Flusshecht niemals krumm. Was sagt die Körpersprache des Fisches, wo kommt er her, was passt zum Typ? Fisch und Form müssen harmonieren. Nur bei langweiligen Fischen ist Kontrast willkommen. Graue Döbel vor rosa Schieferplatten, ein ovaler Welskopf vor quadratischem Stein.

Am Ende sprüht sie den grauen Fisch originalgetreu mit Airbrush-Technik bunt an. „Airbrush mache ich nur, wenn ich ausgeschlafen bin und richtig gute Laune habe“, sagt sie. Kann Tage dauern. Hunderte Kopfpunkte beim kapitalen Kabeljau. Schuppen nachzeichnen, wo Schuppen verloren sind. Wer fragt, ob der Fisch auch mal pink oder neongrün werden darf, ist nicht mehr lange Kundenkönig. Macht Kempf nicht. Berufsethos. Manchmal scheinen die Objekte durchaus etwas leuchtender als im Original. Die Urheberin sieht das anders. Außerdem korrigiert der Staub der Jahre die allzu deutliche Farbenfroheit einiger Fische mit der dezenten Mattheit, die nur der Staub hat. So kämpfen Airbrush und Staub einen letzten Kampf, wie Leben und Tod.

Wer einen Fisch bringt, muss bis zu neun Monate lang aufs Präparat warten. Viele fahren persönlich vorbei, von überall her, München und Frankfurt, man weiß ja nie bei der Deutschen Post. 500 bis 1000 Euro kostet das Andenken.

Wart mal, Besucher! Ein Anruf aus Sibirien. Ein treuer Stammkunde, echter Profi, bereist gerade mal wieder die Welt, hat am Gewässer schon so einiges erlebt und steht trotzdem mit heftigem Adrenalinschub am Fluss. Kempf fragen, Kempf antwortet: „Also die Flossen an den Körper anlegen beim Huchen – können Sie den da in Sibirien einfrieren? Nein? Also beim Huchen ganz, ganz vorsichtig sein, einsalzen notfalls, fotografieren vorher.“ Vieles kann schiefgehen in der Aufregung, Kopf zu weit vorn abgeschnitten, Flossen ab, schuppen, ausnehmen, kein Foto gemacht, Todsünden. „Ich hab’ mir meine Kunden schon erzogen“, sagt sie.

Fr. Kempf kam über Insekten zu ihrem Beruf. Als Kind züchtete sie Gespenstheuschrecken, von denen extrem selten Männchen schlüpfen. Die kleinen Hüpfen führten ihre zitternden Tänze auf der Heizung auf. Eines wuchs zum Männchen heran. Nach Monaten stirbt die Rarität. Mutter Kempf bringt es ins Museum, das Insekt kehrt als Präparat zurück, das getröstete Mädchen staunt, ein Berufswunsch ist geboren. Als Praktikantin hilft Anja Kempf Jahre später, einen in der Weser gestrandeten Pottwal auszustopfen. 50 Tonnen, anderes Kaliber. Dann zur Präparationsschule Bochum. Sie macht sich selbständig mit Fischen. Frau Kempf fährt nach Frankreich und bringt Wurzelholz, organisiert Granitplatten aus Steinbrüchen, erfindet Dioramen, künstliche Steinlandschaften, auf die sie ganze Fischwelten klebt. „Ich hab’ so richtig Schwung in die Branche gebracht.“ Fr. Kempf ist mehr als nur eine Handwerkerin. Sie ist eine ideale Unternehmerin: In ihrer Mitte halten sich Dienstleisterin und Künstlerin die Waage, so wie Airbrush und Staub. Der feste Händedruck zum Abschied hinterlässt eine leichte Fischnote. (2008)



Das maximale Glück der maximalen Individualisierung ist die maximale Freiheit auf minimalem Wohnraum in einem urbanen Campingplatz. Im Zentrum des Platzes steht ein vergilbter Wohnwagen. Davor sitzt der Künstler auf seinem Klappstuhl. Zigarettenkippen sammeln sich im Aschenbecher, der Straßenkünstler Andreas trägt ein graues Achselshirt, das mit einem Automotiv bedruckt ist. Immer im Sommerhalbjahr ist er hier zu Hause, auf dem Frankfurter „City Camp“. Andreas lebt davon, in der Innenstadt Reiskörner mit Vornamen zu beschriften und diese in Glasanhängern als Ketten zu verkaufen. Im Sommer in Frankfurt, im Winter in Thailand. „Ich wollte mehr Freiheit“, sagt Andreas, der früher in Festanstellung als Funktechniker beschäftigt war. Hier hat er die Freiheit: umrahmt von Bäumen, die ihre Äste grün über den Platz spannen, zwischen einem kleinen Bach und der Nidda, die durch einen Zaun und eine Böschung abgetrennt ist. Sein Wohnwagen hat einen Kühlschrank, eine Satellitenschüssel, Herd und Heizung. Seine Nachbarn sind Arbeiter, „noch viel mehr aber Künstler“, und einige rätselhafte Leute, die Porsche fahren und einen neuen BMW. Sie alle sind entweder hier wegen der hohen Hotelpreise oder aus Aversion gegen etwas, das sie „Spießigkeit“ nennen. Andreas sagt, solche wunderbar entspannten Campingplätze wie diesen im Frankfurter Norden finde man selten in Deutschland.

Der Reiskünstler hat in Heddernheim Freunde gefunden, die ihm eine Familie sind: einen Porträtzeichner, einen Henna-Tattoospezialisten, einen Verkäufer sogenannter Draht-Mandalas. „Wir reisen viel zusammen, und wenn wir mal keinen Bock haben zu arbeiten, dann fliegen wir eben nach Asien, billig leben.“ Andreas lacht, und seine Locken wackeln. Er ist Rheinländer und lacht viel, obwohl das Reisgeschäft schon seit längerer Zeit stagniert. Aber das ist auch deshalb nicht existenzbedrohend, weil die Wochenmiete in Heddernheim für einen möblierten Wagen gerade mal 60 Euro beträgt.

Es riecht nach Grill. Die Schwaden kommen von einem benachbarten Wagen, von dem es bei der Campingplatzverwaltung heißt, dort lebe derzeit ein Pathologe, der gerade beruflich in

Frankfurt sei. Auch Architekten, sogar ein „Stararchitekt“, und Banker sollen mitunter monatelang unterkommen. Doch diese Herren, die viel lieber im Grünen frühstücken als in irgendeinem Hotel, erweisen sich als ausgesprochen gesprächsscheu. In der Nachbarschaft lebt ein netter Monteur, der eine große Flasche Kümmerling auf seinem Schoß abgestellt hat, viele Metallringe im Gesicht trägt und auf dessen Brust in gotischen Runen die Worte „Blut und Ehre“ tätowiert sind. In der Dämmerung sieht man Gruppen in Unterhosen und mit Handtüchern über den Schultern in Richtung Duschaum schlappen.

Und die Vielfalt an Existenzen ist damit nicht erschöpft. Eine gestickte Gardine mit einem Wellensittich-Muster bewegt sich, ein Pudel springt laut bellend gegen das Wohnwagen-Fenster: Das ist das Zuhause von Hans Kern, der seit 21 Jahren auf dem „City Camp“ zu Hause ist. „Nur im Winter sind wir zwei Monate im Süden, in Bayern“, sagt er. Hans Kern trägt ein buntes Kaufhaushemd und bittet seine Frau, die er in seinem früheren Leben als Kneipier auf Gran Canaria kennengelernt hat, nach draußen. Sie ist für das Blumenbeet zuständig und stickt Blumen-Deckchen, er ist im Ruhestand. Das Paar ist irgendwann hier hängengeblieben und will nie wieder wegziehen, obwohl die beiden einige der Nachbarn etwas merkwürdig finden. „Wir haben die seltsamsten Typen hier, jetzt ist da einer, der hat so komisch gedrehte Haare“, erzählt Hans Kern. „Rastalocken“, sagt seine Frau. „Ja, Rastalocken. Der hat hier doch niemals eine Arbeitsstelle.“ Im Wohnwagen läuft derweil das Abendprogramm von RTL 2, es riecht leicht nach Hundefutter, Frau Kern schaut aus dem Fenster und erzählt von den Eichhörnchen und Eichelhähern, die hier auch leben. (2008)



Mit „Bla Bla Car“ zu fahren, das war fast so gut wie auf Neugier zu reiten

Sie brachte einen Pferdesattel. „Ist großes Gepäck ein Problem?“, hatte sie mit rauer Stimme am Telefon gefragt. Das sonderbare Stück nahm Rückbank und den halben Kofferraum ein, der Mitfahrer auf dem Beifahrersitz musste deshalb vier Stunden lang einen Hartschalen-Trolley zwischen die Beine klemmen, was mich kalt ließ, da ich der Fahrer war.

Der Pferdesattel brachte mir 15 Euro und hunderte borstige, kleine Härchen, die noch heute auf dem Sitzpolster kleben. Sprit ist ein Luxus geworden, man tut viel dafür. Jeder freie Sitz ist heute verbranntes Geld.

Ach was, jeder gemeinsam gefahrene Autobahnkilometer ist pure Lebensfreude!

Wir trugen Sneaker, pendelten am Mittwoch ins Wochenende zur Pflege der frischen Fernbeziehung, man machte Rauchpausen, tauschte betroffen Impressionen von den vergangenen Weltreisen aus Südamerika und Thailand aus, deren Protagonisten arme Menschen in Wellblechsiedlungen und die Bonzen gleich daneben waren. Manche Nummer blieb im Handy gespeichert und lagen dort unangetastet wie Mumien.

Neulich saß wieder so ein Zweitsemester bei mir im Auto, er sprach über die Unwichtigkeit von Geld und Karriere, doch diesmal war es Belästigung und Strapaze, denn ich war jetzt berufstätig und mir wurde dieses Geschwätz verdächtig.

Auch der zweite Mitreisende, ein Mann um die fünfzig, blieb still. Es wäre nicht schlecht gewesen, hätte sich eines der Pferdehärchen auf die Stimmbänder des Freizeitstudierenden gelegt.

Mein stillster Mitfahrer hingegen war „das Granulat“. Morgens brachte ein Mann in Lederjacke in Frankfurt einen 20-Liter-Eimer, Aufschrift: „Humus“. Abends wurde das rätselhafte Teil in München von einer Frau im Sportwagen abgeholt. Angeblich spezielle Blumenerde, Dringlichkeitsstufe: hoch. 25 Euro für den Transport. Für den Transport von Blumenerde? Kein Blick hinein.

Die Pioniere der Internet-Mitfahrbörsen sind längst im Beruf, haben vielleicht Kinder, aber teilen sich immer noch miefige

Kleinwagen mit vier Leuten. Immer neue Menschen schließen sich den Autofahrgemeinschaften an, jeder kennt die kostenlosen Portale (erst später, als Bla Bla Car die Mitfahrgelegenheit kaufte, wurde die App kommerzialisiert). An den Autobahnraststätten sammeln sich am beginnenden Wochenende Gruppen wartender Reisender wie früher die Tramper, für die jetzt irgendwie kein Platz mehr ist. Für die klassischen Mitfahrzentralen mit einem Büro irgendwo am Bahnhof ist das Internet offenbar die Todeskugel. In ganz Berlin soll es nur noch eines davon geben.

Der idealtypische Mitfahrer ist anspruchslos und sparsam, er wählt sich schnell durch die Nummern auf der endlosen Liste am Bildschirm und bucht die gemeinsame Reise, sobald die Stimme am Telefon nicht klingt wie der Chefsekretär der Organ-Mafia oder ein Kellerbesitzer aus einer österreichischen Kleinstadt.

Frankfurtmünchen, Freitagabend, mit der geheimnisvollen Willkür der Anzeigenmärkte erfolgt die Zuteilung auf rostige Golfs, ächzende Twingos und geschäftsreisende Mercedes-Limousinen, die alle gemeinsam mit schwitzender Routine auf den üblichen Wochenendstau bei Biebelried zurollen. Auf zauberhaft zufällige Weise sacken die Pendlermenschen in den erstbesten Sitzplatz, Woche für Woche wird neu gewürfelt. 160.000 Anzeigen verzeichnet die Internetseite „mitfahrgelegenheit.de“ im Monat, von Jahr zu Jahr mehr, zuletzt 40 Prozent, so lässt der Betreiber, die Agentur Mikini Media aus München, in einer lockeren E-Mail wissen. Mikini klingt wie Bikini, und der Name ist Programm; denn trotz aller Ölpreisschocks soll das ökonomisch zwangsverordnete Leutekennenlernen noch ein wenig nach Sommer schmecken. Wir senken unseren Lebensstandard mit Spaß.

Vollsperrung, Sonnenschein, der Stau bei Fürth wird mal wieder zum zweistündigen Saunagang. Die Füße der Studentin auf dem Beifahrersitz riechen heute wie ein alter, schwitzender Ziegenkäse. Sie hört nicht auf, Fragen zu stellen. Ich habe Halsschmerzen. Einen Mitfahrer an der Autobahn abzusetzen wäre versuchter Totschlag. Auch sie wird am Ende 25 Euro zahlen.

Genau wie Tomasz, sicher hieß er Tomasz, Fensterplatz null-null-drei, zweite Klasse, hinten rechts. Am Telefon hatte er wie ein älterer Kirmesboxer geklungen, doch er ist ein ganz netter junger Deutschpöle, der zu Frau und Kind pendelt. „Ich bin

Killerspieleprogrammierer.“ Hinten rechts sitzt ein Marokkaner, der die Fahrgemeinschaft herzlich mit halb geschmolzener Schokolade füttert. Hätte der liebe Gott uns in dieser Konstellation in irgendeiner S-Bahn zusammengepfertcht, man läse Zeitung, äße seine Schokolade allein, dächte still über Bäume und Bahnschranken nach und würde das Gespräch nicht vermissen. Der Raum im Twingo ist aber eng, intim abgeschlossen im Gegensatz zur unverbindlichen Weite des Fernzuges, man muss nach Herkunft, Reiseziel und Beruf fragen. Der Blick ist gemeinsam in eine Richtung, nach vorn, auf die Straße gerichtet, vier Stunden Gespräch mit nur wenigen Blickkontakten über den zitternden Rückspiegel, das Hirn hat wenig Gelegenheit, die Leute in Schubladen einzusortieren. Der Killerspieleprogrammierer erzählt von Äxten, Blutspritzern und davon, dass diese Spiele die Reflexe der Jugendlichen schulten und damit wertvoller seien als Killerfilme, von seiner sinkenden Freude daran, so einen Mist selbst zu spielen. Der Innenraum eines Kleinwagens hat vielleicht dreieinhalb Quadratmeter. So viel wie ein Beichtstuhl.

Mitfahrergruppen sind Zweckgemeinschaften, in denen sich ganz unterschiedliche Menschen zwangsweise nahe kommen, so wie Mehrbettzimmer in Krankenhäusern. Jeder kann Geschichten erzählen von Nervensägen und irren Rasern, von Normopathen, die ihre Durchschnittlichkeit mit besonders viel Redezeit kompensieren. Manchmal vergehen vier Stunden im Auto mit der verschwiegenen Anonymität, wie sie zwischen Chauffeur und Fahrgast herrschen mag, doch während das Gehirn die Information, wer nebenan im Klinikbett lag, schnell löscht, speichert es die Geschichten einiger exponierter Mitfahrer lang.

Das spricht für sie: Der Fluglotse mit dem Wahnsinn Gehalt, der Äthiopier, der seine hungernde Familie putzend ernährt, die Politologin, die von Münster bis Nürnberg gern über Karl Marx und die Gegenwart diskutiert, der gehfähige Bundesliga-Rollstuhlbasketballer, der strenggläubige Berber, der für eine Stelle in Marokko demnächst seine Familie hier sitzenlassen will, die türkische Ärztin, die einen Job in Istanbul sucht, weil die Patienten hier türkische Ärzte nicht schätzten. Die Straße immer im Blick. Im Auto erzählt man sich plötzlich Betriebs- und Beziehungsgeheimnisse, hat die alte Lust an naiver Geschwätzigkeit

wiederentdeckt, erreicht das Fahrtziel, öffnet den Kofferraum, händigt das Gepäck aus – und wundert sich, Freitagnacht in München, wie fremd diese Gesichter sind. Man hat sie eigentlich nie gesehen. Man ist froh, sie nicht mehr sehen zu müssen. Und wird die eine oder andere Geschichte nicht schnell vergessen.

(2008)



Im Auto mit Y. aus Tunesien, der mir ungefragt von Gott erzählt

Y. ist in Deutschland für sein Ingenieurstudium. Er trägt an diesem Freitag enge Jeans und schwarze Sneaker, ein rotes T-Shirt, schwarze Bomberjacke. In einer Stadt in Bayern treffen wir uns, um kurz vor elf am Vormittag. Y. hat mich über die App von „Bla Bla Car“ gebucht. Ich nehme ihn mit, weil mir das 15 Euro bringt. Und Unterhaltung. Der Mitfahrer steht vor seinem Studentenwohnheim, legt sein Gepäck, eine Plastiktüte, in den Kofferraum, er hält einen heißen Milchkaffee in einer PET-Flasche in der Hand, raucht noch seine rote Gauloise fertig und setzt sich auf den Beifahrersitz.

Schon bis zum Autobahnkreuz stehen wir eine Stunde im Stau. Dann weiß ich, dass Y. Deutschland sehr schätzt, wegen der Sicherheit, des Wohlstands und der Ordnung, und dass er eines Tages eine gute Arbeit haben möchte, entweder hier oder in Tunesien.

Als Muslim ist Y. Teil einer Welt, die in einer schweren Identitätskrise steckt. Zerrieben zwischen fundamentalistischen, radikal politisierten, traditionellen oder liberalen Islamverständnissen, erschüttert von Kriegen und Konflikten, zwischen Bewunderung für die technische und wirtschaftliche Überlegenheit der christlich, jüdisch und säkular geprägten Länder, Neid und radikaler Ablehnung von deren Werten. Y. ist Teil dieser Welten der Minderwertigkeitsgefühle und des Größenstolzes – also

auch Teil einer Welt, die sich kulturell und religiös dem „Westen“ überlegen sieht. Und als Student der Ingenieurwissenschaften ist er womöglich Teil der Weltbevölkerung, die eine gute wirtschaftliche Zukunft vor sich haben, jedenfalls eine Perspektive darauf, zu den globalen Gewinnern zu gehören.

Er ist auch in einem Alter, in dem er sich orientiert. In diesen Spannungsfeldern von wirtschaftlichen, religiösen und individuellen Identitäten geht einiges durcheinander. Und sehr wahrscheinlich ist er damit nicht allein. Sein Weltbild mag für viele stehen, auch wenn dieser Text nicht den Anspruch haben kann, über irgendeinen anderen Menschen Aussagen zu treffen als über eben Y. selbst. Es ist einfach die Geschichte über eine gemeinsame Autofahrt, die eine seltene Gelegenheit ist, einem fremden Menschen, unverabredet und interessenlos, zuzuhören. Die Besonderheit ist die Länge des Gesprächs: sechs Stunden. Und der geschlossene Raum, dass es keine Ablenkung gibt. Und dass nur einer spricht: Y. Das Auto ist auf der Überholspur. Der Beifahrer raucht bei offenem Fenster eine Gauloise nach der anderen und spricht. Meiner Erinnerung nach sagte er das:

1. Deutschland

„Deutschland ist sehr gut. Hier ist alles in Ordnung. Du kannst auf der Straße schlafen, und dein Handy liegt neben dir, und niemand klaut es. Das geht nirgendwo sonst auf der Welt, glaub mir, Mann! In Deutschland ist alles in Ordnung. Es ist sauber. Die Straßen sind sauber. Die Leute stehen an, wenn sie warten. Die Züge sind sauber und in Ordnung. Die Wirtschaft ist stark, und das Studium ist gut. Wir alle wollen nach Deutschland zum Studieren, glaub mir. Im Wohnheim wohne ich mit sechzehn Tunesiern und Marokkanern zusammen. Sie alle haben sich Deutschland ausgesucht. Deutschland ist das Beste.“

2. Die Arbeit

„Ich arbeite meist nachts und viel, um mein Studium zu finanzieren. Sieh, ich habe mir gestern die Finger geschnitten an den Druckplatten. Mein Chef will, dass ich fast jede Nacht arbeite,

aber ich muss ja auch studieren. Ich arbeite viel, denn ich brauche 400 Euro im Monat. Mein Zimmer kostet 200, der Rest ist zum Leben. Meine Eltern geben mir manchmal sogar noch 1000 Euro dazu. Ich sage ihnen auch gar nicht, dass ich so viel arbeite. Ingenieurwissenschaften studieren ist ja hart, ich werde noch zehn Jahre brauchen! Ich will den Bachelor, gar nicht mehr. Wenn Prüfungen sind, lerne ich viel, sonst arbeite ich nachts. Hier gibt es Arbeit, das ist gut! In Tunesien gibt es keine Arbeit. Oder wenig. Vor allem im Tourismus gibt es wieder Arbeit, zum Glück, es war lange kein Terroranschlag. Wir Tunesier sind klug. Wir wissen genau: Wer ein Diplom hat, der kriegt Arbeit. Deswegen mache ich den Bachelor. Es kann zwar sein, dass man trotzdem keine Arbeit kriegt, zwei Jahre, vier Jahre. Aber wenn jemand Arbeit kriegt, dann jemand mit Diplom. Das wissen wir, und wir studieren deswegen.“

3. Der Alkohol

„Ja, wir trinken in Tunesien Alkohol, wir alle. Meine Freunde trinken, ach, was glaubst du! Na klar, wir sind Muslime. Aber wir sind anders, weißt du. Das ist Maghreb, Nordafrika. Das ist fast Europa. Wir trinken, na klar. Weißt du, in Syrien, in Arabien da trinken sie nicht. Das sind echte Muslime. Wir sind zwar auch Muslime, aber anders. Wir trinken. Aber weißt du, mein Vater hat mir als Kind gesagt: Trinke niemals, das ist haram. Doch wenn du dann größer wirst, dann weißt du, so etwas sagt man den Kindern. Im Koran steht gar nicht, dass man nicht trinken darf. Da steht: Man darf seinem Körper nicht schaden, denn der Körper gehört Allah. Aber ein Bier, schadet das dem Körper? Man darf nur nicht zu viel trinken, nur nicht dem Körper schaden. Du, Jan, bist Deutscher, und du trinkst, stimmt es? Aber sag: Wie wirst du dann? Ruhig! Aber wir Araber, wir werden nicht ruhig, wir werden wild und aggressiv. Junge, ich kenne uns Araber, glaub mir! Gott kennt uns Araber, und Gott kennt euch. Er hat uns deswegen gesagt: Trinkt wenig, passt auf! Ihr aber – ihr werdet ruhig, wenn ihr trinkt.“

4. Der Islam

„Heute weiß ich, es gibt verschiedene Islame. Einen für kleine Kinder, einen für ältere. Den Kleinen sagst du: Alles ist haram, ihr dürft nicht trinken, null. Wie mein Vater damals. Doch dann, wenn du älter wirst, merkst du: Es gibt den Islam für junge Männer, und es gibt den Islam für alte Männer und den für Frauen. Guck dir die Fanatiker an! Sie sagen: Trink keinen Alkohol, Rauch nicht, das alles ist Sünde. Und was machen sie? Trinken Pepsi-Cola, gucken Gewaltfilme. Es gibt verschiedene Islame. Unser Islam in Tunesien ist liberal. Zu uns pilgern die Juden. Glaub mir, wie Muslime nach Mekka pilgern, so pilgern Juden nach Tunesien, nach Djerba. Früher haben da viele Juden gelebt, und heute leben viele Juden in Tunesien. Die Juden waren die ersten Menschen! Der Islam ist aber die letzte Religion. Sie vereint alle Religionen, sie versöhnt alles. Allah kennt uns, er gibt jedem seinen Islam. Allah ist ein guter Vater, wie ein Papa. Wenn wir etwas Böses machen, kommt die Strafe bald, glaub mir! Wenn du einen schlägst oder wenn du klaust, dann passiert dir kurz danach ein Unglück. Das habe ich oft gespürt. Allah sagt uns damit: Du darfst das nicht, und das sagt er deswegen, weil er will, dass es uns gutgeht. Er weiß, was gut für uns ist. Aber er ist nicht böse, wenn wir ein bisschen Alkohol trinken. Und ich sage dir: Wenn es eine Chance, fifty-fifty, gibt, dass Gott existiert, was ist dann klug zu tun? Es ist klug, zu glauben. Wenn du nicht glaubst, und nach dem Tod gibt es Allah, dann bist du verloren in der Hölle. Wenn du glaubst, dann kommst du vielleicht ins Paradies. Also, bewahre die Chance! Gott will, dass du glaubst.“

5. Die Politik

„Wir haben genug von Politik. Wir hatten die erste Revolution in Tunesien, und Ben Ali ist weg. Unser jetziger Präsident ist 92 Jahre alt, die ganze Welt lacht darüber. Er muss mit dem Rollstuhl geschoben werden. Die Politik soll machen, was sie will. Wir wollen nur arbeiten. Alle jungen Menschen in Tunesien wollen einfach nur arbeiten.“

6. Angela Merkel

„Ich liebe Angela Merkel. Sie hat ein großes Herz. Aber das war auch ihr Fehler. Politik macht man nicht mit Herz. Die Flüchtlinge – zu viele hat sie reingelassen. Ich sage dir, ich kenn die Araber. Das sind alles Muslime, glaub mir. Und ich muss jetzt alle sechs Monate mein Visum verlängern, und glaub mir: Die Behörde sucht nur einen Grund, wie sie mich loswerden. Wir Studenten haben jetzt Druck, uns will man loswerden. Wegen der Flüchtlinge! Die kriegen ein Jahr, zwei Jahre Visum. Länger als wir. Haben keine Arbeit, können nicht schreiben! Ich liebe Angela Merkel, aber dieses eine Mal hat sie einen großen Fehler gemacht.“

7. Arm und Reich

„Gott belohnt die Gehorsamen, und er bestraft die Ungehorsamen. Und Gott prüft die Menschen. Er hat manche arm gemacht und andere reich. Er prüft die Armen, ob sie stehlen. Und er prüft damit die Reichen, ob sie barmherzig sind und Geld den Armen geben. Arm und Reich hat Gott gemacht. Glaube mir, Geld ist nichts. Morgen sterben wir alle. Eines Tages sind wir alle tot, oder?“

8. Frankreich ist Afrika geworden

„Guck dir Frankreich an. Guck dir die Nationalmannschaft an: 60 Prozent Muslime, in Frankreich sind 60 Prozent Muslime. Das ist ein afrikanisches Land geworden. Die hatten uns einmal als Kolonie. Guck dir heute Belgien an: 80 Prozent in Belgien sind Muslime. Das ist Afrika. Frankreich ist in der Wirtschaft schon schwächer als Marokko, glaub mir, da will niemand mehr leben. Guck: Wir sprechen ja Französisch. Doch ich frage dich jetzt: Wer hat den Krieg eigentlich gewonnen? Frankreich ist ein muslimisches Land heute. Wir haben den Krieg gewonnen! Gott hat Gerechtigkeit gebracht. Frankreich wollte uns erobern und bei uns leben, und jetzt haben wir Frankreich erobert. Ich habe ja viele Freunde und Verwandte in Frankreich. Frankreich, Spanien – das ist nur 12 Kilometer von Afrika entfernt. Das ist

beides eins. Eines hat das andere beeinflusst. Maghreb ist von Europa beeinflusst, das ist immer anders gewesen, wir sind anders als Afrika und als Syrien.“

9. Marokko und der Lidl

„Marokko ist ein Traum. Ich war selbst noch nie in Marokko, aber ich weiß viel. Meine Freunde hier erzählen viel. Marokko steht in allen Berichten, in den Top Ten der Wirtschaft. Es gibt Arbeit. Es gibt Meer. Es gibt Haschisch, glaub mir, ganze Gebirge, wo Haschisch wächst. Glaub nicht, Marokko ist Afrika! Du kannst heute nachts um drei in Marokko einkaufen, du kannst nachts um drei in den Lidl gehen und Alkohol kaufen, glaub mir. Marokko steht vor Frankreich heute, auch wirtschaftlich und auch von der Sicherheit, von der Ordnung.“

10. Fußball

„Ich bin Fan von Borussia Dortmund. Nicht Bayern München. Ich spiele in der Kreisliga. Wir müssen aufsteigen, aber wir sind nur Siebter. Es ist hart in der Kreisliga, aber ich liebe Fußball, weißt du? Ich habe mir meinen Arm gebrochen im Sommer. Ich habe nichts meinen Eltern erzählt, ich erzähle ihnen nichts, was ihnen Sorgen macht. Sie sorgen sich schnell. Sie sollen denken, dass ich es gut habe, dass ich gut studiere. Meine Mutter soll sich keine Sorgen machen.“

Der Westfälisches-Dampfboot-Faktencheck

Im Koran gibt es „keinen Vers (...), der den Muslimen das Trinken von Alkohol ausdrücklich verbietet“, Verbote gingen auf Rechtsgelehrte zurück, so der Orientalist Hartmut Bobzin (Uni Erlangen). In diesem Punkt hat Y. also recht. Viele Tunesier tranken Alkohol, bestätigt der Reiseführer „Marco Polo“ die Ausführungen Y.s. Als euphemistisch müssen im Lichte der Wissenschaft aber seine Ausführungen zum jüdischen Leben in Tunesien gelten: Seit 1956 gäbe es „ständige Auswanderung der dortigen Juden nach Israel und Frankreich“, so der Hebraist

Hans-Christoph Goßmann (evangelische Jerusalem-Akademie Hamburg). Von einer geringen sechsstelligen Zahl sank die Anzahl jüdischer Einwohner auf wenige tausend. In El-Ghriba gibt es eine bedeutende Synagoge, zu der Tausende Juden pilgern. Die Anzahl der Muslime in Frankreichs Nationalelf überschätzt Y. augenscheinlich, zuletzt gegen Weißrussland spielten hier Männer mit den Vornamen Hugo, Djibril, Raphael, Samuel, Lucas, Kingsley, Corentin, Blaise, Thomas, Antoine, Olivier, Kylian, Moussa und Dimitri. Schätzungen zufolge sind 8,8 Prozent der Einwohner Frankreichs Muslime, in Belgien 7,6 Prozent. In beiden Ländern könnten es bis 2050 etwa 13 Prozent werden, so das amerikanische Pew Center. Marokko ist – hier irrt Y. – im internationalen Vergleich arm, das Einkommen pro Kopf liegt bei weniger als einem Zehntel dessen Frankreichs. (2018)



Mit einem deutschen Staatssekretär und seiner Delegation aus dem Schwarzwald unterwegs nach Griechenland, um dort praktische Aufbauhilfe zu leisten

„Und nun noch ein kleiner Muntermacher“, sagt Hans-Joachim Fuchtel. Er hält einen Prospekt von Lidl aus seiner Schwarzwälder Heimatzeitung hoch. Darin werden „griechische Spezialitäten“ beworben. Der deutsche Staatssekretär Fuchtel will seinen griechischen Zuhörern zeigen, dass es langsam aufwärtsgeht, dass die Deutschen Griechenland noch lieben, zumindest in Gestalt von Oliven und Fetakäse. Es ist jedoch gut, dass niemandem die Details auffallen. Das beworbene Gyros wird von einem Unternehmen mit dem Namen Oldenländer hergestellt, und der „Patros“-Fetakäse kommt von der Hochland Deutschland GmbH aus dem Allgäu.

Die Stadt Kastoria frisst sich auf einer Halbinsel in den See, die Landschaft ist idyllisch, aber aus der Nähe betrachtet wirkt vieles, als sei der Ort im Abstieg begriffen. Es gibt Bauruinen,

bröckelnde Fassaden, die meisten Häuser sind Zweckbauten aus den siebziger Jahren. Und auch der See krankt. Das soll besser werden. Deshalb ist Fuchtel hier. Der Staatssekretär und Bundestagsabgeordnete für die CDU aus dem Schwarzwald koordiniert im Auftrag der Bundesregierung die Deutsch-Griechische Versammlung. Sie soll Bürger, Vereine und Kommunen vernetzen, damit sich diese selbst helfen. Was aber kann bürgerschaftliche Hilfe bringen in einem Land, das politisch und wirtschaftlich am Rand des Abgrunds steht? Kann sie wenigstens einen See retten?

Das Wasser des Sees ist grün vor Algen, Schaumbläschen schwimmen darauf. Niemand badet darin, die Touristen bleiben weg – 80 Prozent weniger Gäste als im Vorjahr. Das lag nicht nur an der schlechten Wasserqualität, sondern vor allem an der Krise. Die meisten Gäste waren aus Thessaloniki gekommen, doch viele haben nun keine Arbeit mehr oder ein Drittel weniger Einkommen; und dann ist auch noch der Spritpreis wegen Steuererhöhungen auf 1,85 Euro je Liter gestiegen, was die zweistündige Anreise für viele unbezahlbar macht. Der See ist dreckig. Die Bauern düngen ringsum und spritzen Pestizide auf Apfelbäume und Bohnenbüsche. Wenn die EU mehr Geld für den Ökoanbau zahlen würde, ginge es dem See gut, sagt man im Rathaus. Aber es gibt auch andere Gründe als fehlende Förderung, über die nicht gern gesprochen wird. Zum Beispiel ist die Abwasserklärung schlecht organisiert. Viele Haushalte leiten ihre Fäkalien direkt in den See.

Schon als Fuchtel, ein barocker Herr mit grauem Schnauzbart, braunen Locken und rosa Krawatte, im vergangenen Winter erstmals Kastoria besuchte, dachte er: Dieser herrliche See, er müsste werden wie unser Bodensee. Mit klarem Wasser, Radwegen und Bauernhofpensionen. Es müsste nur alles etwas besser organisiert sein. Deswegen hat Fuchtel auf dieser Seerettungsreise nun also Gewässer- und Obstfachleute mitgebracht wie auch Parteifreunde. Fuchtel war schon viermal in Griechenland und lernte, dass es nicht nur an guten Ideen fehlt. Es gibt Widerstand gegen jede Reform. Der Bürgermeister von Thessaloniki etwa strich seinen Beamten die Bezahlung für (angeblich selten wirklich geleistete) Überstunden, woraufhin Unbekannte tausend Reben auf seinem Weingut zersägten.

Die Delegation sammelt ihre Eindrücke: Im Schwimmbecken eines verfallenden Thermalbades lag eine tote Katze, der Bürgermeister habe das mit den Worten erklärt, es gebe eben keine Mittel der EU mehr für Putzkräfte. Recht neu war dafür ein Bootssteg gewesen, doch das einzige Tretboot gammele vor sich hin – der Steg war nur noch für das Wasserflugzeug des Bürgermeisters genutzt worden.

Auch ging es um den Obstanbau. Das ist der wichtigste Wirtschaftszweig in Kastoria. Hier leben angeblich zweitausend Bauern. Der Bürgermeister aber wünscht sich mehr Bioobst, damit der See sauber wird. „Die Bauern müssen das gleiche Einkommen mit Bioobst verdienen“, sagt er, „durch EU-Programme.“ Er meint, bisher gebe es „erst 80 Biobauern“ in Kastoria. Einer davon nimmt an der Konferenz teil, Stephanos Liouzas (ein Mann neben ihm sagt, Liouzas sei tatsächlich der einzige Biobauer in Kastoria). Der Bioanbau ist hier auch wenig attraktiv. Für Bioäpfel gibt es kaum einen Markt, anders als rund um den Bodensee. Andererseits ist der Export von gespritzten Äpfeln nach Saudi-Arabien eines der wenigen funktionierenden Geschäftsmodelle in Kastoria.

Der Reiseunternehmer Nikolaos Tsinas – er studierte in Köln und spricht mit rheinischem Akzent –, der trotz der Krise konstante Geschäfte etwa mit speziellen Reisen für übergewichtige Deutsche macht, sagt, er halte viel von der Deutsch-Griechischen Versammlung; irgendetwas müsse man tun. Denn die Griechen seien von Brüssel zehn Jahre in ein Aquarium gesetzt worden, in dem sie nur den Mund hätten öffnen müssen, und schon sei ihnen ein Fisch hineingeschwommen. Jetzt schwimme plötzlich kein Fisch mehr im Wasser, die Leute merkten, dass alles eine Illusion gewesen sei, und bekämen Panik: „Sie haben ja nie gelernt zu angeln.“

Fuchtel's Reise wird von den Fragen eingeholt, die auch politisch diskutiert werden: Kann diese Währungsunion funktionieren in einem Raum mit so unterschiedlichen Mentalitäten, Verwaltungskulturen, Wirtschaftsstrukturen? Bekommt es der Freundschaft gut, wenn immer größere Abhängigkeit entsteht? Fuchtel aber lässt sich von kleinen Enttäuschungen nicht seinen Schwung nehmen.

Am Abend eröffnet Fuchtel eine Seerettungskonferenz. Seine Limousine erreicht das Ufer, der See erhebt sich vor Bergen, die

dünn und hellgrün bewaldet sind. Polizei und Leibwächter eskortieren Fuchtel, hier ist er, anders als in Deutschland, prominent, seit die griechische Presse schrieb, nun habe Bundeskanzlerin Merkel mit Fuchtel einen „Minister für Nordgriechenland“ ernannt, der seinen „Amtssitz“ in Thessaloniki habe. Fuchtel gibt Interviews: „Es werden zu viele Nährstoffe in den See geleitet“, sagt er. In einem großen Saal mit Deckenkacheln und Kinositzen nehmen auf dem Podium neben ihm acht weitere Eröffnungssprecher Platz, achtzig See- und Tourismusfachleute hören zu. Man spricht von Freundschaft. Der Schwabe Fuchtel sagt, als er angekommen sei, sei ihm „Kaschtoria“ vorgekommen wie der „Vorhof des Himmels“. Der Bürgermeister von Kastoria, Emmanouil Chatzisytheonidis, hält eine Rede über Ökotourismus, Bioobst und EU-Fördergeld. Fuchtel sagt, darum gehe es jetzt nicht, es müsse Konkretes getan werden. Kastoria solle sich „gut mit Herrn Riebsamen stellen“, dem Abgeordneten vom Bodensee, dieser habe „beschte Kontakte“. Schließlich schenkt Fuchtel dem Bürgermeister eine Zahnbürste mit dem Aufdruck „CDU – Fuchtel in aller Munde“, und Irini Miskia-Georgosopoulou, eine von sieben stellvertretenden Bürgermeistern der Kleinstadt, bekommt ein Schwarzwälder Püppchen. Dann gibt es Wein und gefüllte Paprika.

Einen kleinen Erfolg wenigstens erreichte Fuchtel kürzlich: In einem Hotel guckten rostige Rohre aus der Fassade. „Pflanz eine Hecke davor“, riet Fuchtel, und das sei dann auch geschehen.

Die stellvertretende Bürgermeisterin, eine Germanistin in Türkis, führt um den See. Am Ufer steht ein byzantinisches Kloster. Allen Christusbildern wurden die Augen herausgekratzt. „Das waren die Türken“, sagt die Bürgermeisterin. Ein alter Mönch kommt und erklärt, die türkischen Besatzer hätten griechischen Bauern damals nur zum Spaß versprochen, die Ernte würde sich verdoppeln, wenn sie die Christusaugen als Dünger verwendeten. „Es waren die Griechen“, sagt er. (2012)

6

Hoffnung

Der Berg Gottes wird bevorzugt in Krisenzeiten frequentiert

Athos ist eine Gegenwelt. Hier gab es vieles nie oder gibt es vieles nur selten, was uns selbstverständlich erscheint: Autos, Beton, elektrisches Licht bei Nacht. Tagsüber hört man das Meer, und nachts leuchten die Sterne konkurrenzlos. Auch die Wirtschaftskrise ist hier nicht angekommen, allein deshalb, weil es hier keine Wirtschaft gibt, außer einiger Klostergärten.

Unser Schiff fährt langsam die Küste von Athos entlang, des nördlichen Inselfingers der griechischen Halbinsel Chalkidiki. Vorbei zieht eine Märchenwelt aus Bäumen, Felsen, vereinzelt Einsiedlerhäusern und Klöstern. Zwanzig davon gibt es hier und angeblich mehr als zweitausend Mönche. Dies sind wieder mehr als noch vor zwanzig Jahren.

Das rostige Schiff steuert immer, wenn ein Kloster auftaucht, das Land an. Dann steigen bärtige Männer in Schwarz aus und ein und andere in Jeans. Die wenigsten sind Griechen, die meisten sind Russen, Serben, Bulgaren und andere Orthodoxe. Die hatten Athos nach dem Ende des Kommunismus neu entdeckt. Jetzt kommen aber auch vermehrt wieder die Griechen. Die Fähre schippert weiter, dann wird der Heilige Berg, wie man ihn nennt, sichtbar.

Man glaubt sich im Mittelalter. Die Pilger kommen aber aus der Gegenwart. Nikolaos, der Anfang vierzig ist und seinen Nachnamen nicht verrät, ist allein hier. Obwohl er nicht mehr viel Geld für Reisen hat. Seit zehn Monaten sei er arbeitslos, sagt er, Vater von drei Kindern, das vierte im Mutterbauch. Er erlebt die griechische Wirtschaftskrise, die schon das fünfte Jahr erreicht hat, wie eine Erosion aller Sicherheit. Nur zwei Monate wird er noch Arbeitslosengeld vom Staat bekommen, danach keinen

Euro mehr. Zum Glück wohnten sie im eigenen Haus – zwischen Meer und Bergen in Larissa, es sei wunderschön, aber er wolle trotzdem auswandern. Am liebsten nach Kanada. Wegen der Kinder. In Griechenland hätten die keine Perspektive. Nikolaos' Heimat Larissa ist das Stadt gewordene Griechenland-Klischee: der Ort mit den meisten Porshe Cayennes je Einwohner auf der Welt. Die hätten sich Bauern von EU-Subventionen auf phantasierte Landwirtschaft geleast. Andererseits: echte Armut, die es dort am Anfang des Jahrtausends noch nicht gab.

Athos ist nicht etwa eine Gegenwelt in diesem Sinne, dass es hier keine Armut gäbe, sondern weil hier die Armut nicht auffällt und sogar kultiviert wird. Hier gilt sie als Wert oder zumindest als nützlich auf dem inneren Weg zum Herrn. „Hier auf Athos vergesse ich für vier Tage alle Sorgen“, sagt der Pilger Nikolaos. Er sei schon zum vierten Mal in diesem Jahr hier, er komme immer öfter, Zeit habe er ja, der Berg gebe ihm Kraft, das Gebet beruhige ihn. Je tiefer die Depression, desto wichtiger die Pilgerreisen. Sie wirken wohl wie eine Injektion, die die Angst löst und wieder atmen lässt.

Ein Jahrzehnt EU-Griechenland; von der kreditfinanzierten Party in die Hoffnungslosigkeit. Nikolaos, der von der Fähre hinauf auf die vorbeiziehenden Wälder und Klöster schaut, hat das Auf und Ab mitgemacht. Bis zum Krisenbeginn 2008 arbeitete er enorm viel, zwölf Stunden am Tag, finanzierte Haus und Familie. Dann sei die Arbeit langsam weniger geworden, und Ende 2011 sei seine Firma, die Satellitenschüsseln herstellte, insolvent geworden. Jetzt lebt er von Schwarzarbeit. Und es gebe immer mehr Ärger mit Afrikanern und Pakistanern in Larissa, die Straßenkriminalität habe stark zugenommen, und die Kinder von früheren Gastarbeitern, jetzt Arbeitslosen, aus Albanien etwa bekämen kein Essen mehr am Morgen und kippten mittags auf dem Schulhof um.

Athos, sogenannte autonome Möncherepublik: byzantinische Vergangenheit, Mittelalter und Osten. Seit mehr als als fünfhundert Jahren ist Athos das religiöse Zentrum der orthodoxen Christen, das die Jahrhunderte osmanischer Herrschaft und die kurze Invasion der Nazis ohne größere Blessuren überstand. Jetzt gut in Sicht liegt am Ende der Landzunge der 2033 Meter hohe

Berg, der die Wolken zerschneidet. Das Schiff erreicht den einzigen Hafen der Halbinsel. Ein Schiff, ein Café, viele Bärtige, nun doch mal ein paar Autos. Hier in Dafni kommen jetzt mit dem Schiff, dessen Fahrpreiseinnahmen die Athos-Mönche bekommen, zweihundert Pilger an. Viele sind jung, Priester, Mönche.

Ein Mönch lädt unsere Koffer in einen Land Rover, auf einer staubigen Piste fahren wir nach oben und erreichen das Kloster Simonos Petras. Auf einem steilen Felsen steht es wunderbar da, eingebettet in eine grüne Berglandschaft und in Terrassengärten. Es wirkt mit seinen Holzbalkonen wie ein tibetisches Kloster. Der Mönch, der nun die Koffer ausräumt, sieht aus wie ein alter Mann von Rembrandt. Im Kloster ein lächelndes Schweigen für die Gäste, einen Weinbrand und gelierten Nusszucker, dann ein Gebet in der Kapelle, Kyrie Eleison. Schnell ist man im Rhythmus. Keine Orgel, immer nur Gesang, nur Männergesang. Stundentrommel, beten, essen, und dann schrabbelt wieder die Stundentrommel. Das alte Kirchengriechisch, der alte Kalender; Tagesbeginn nicht Mitternachts sondern mit Sonnenaufgang. Ein bisschen Selbstversorgung im Gemüsegarten, die Mönche gehen auch selbst fischen. Fleischlose Kost, aber ganz und gar nicht progressiv gemeint, während in Athen die Straße zittert, im Fernsehen Rechtsradikale brüllen und Linke unsere Angela Merkel als Nazi-Monster zeigen.

Die Pilger suchen hier eine Welt jenseits von Zeit, Schuld und Schulden. Auch zwei Studenten aus Athen – Bachelor der Verwaltungswissenschaft, Elektroingenieurwesen – sind mit uns hier. Sie haben sich eine Woche Auszeit genommen und sitzen auf einer Mauer vor dem Kloster, einer stochert mit den Füßen im Sand herum. Er sagt, sie seien von der Politik enttäuscht, von allen Parteien. Dass sie eine Arbeitsstelle nach dem Abschluss finden könnten, glauben beide nicht. Sie könnten aber immerhin in Athen wohnen bleiben, weil ihre Eltern dort Häuser hätten, anders als diejenigen Studenten, die von außerhalb gekommen seien. Die brechen das Studium aus wirtschaftlicher Not oft ab und ziehen zurück zu ihren Eltern aufs Land, sagt der eine, der Janis heißt. Es gebe wieder viele Aussteiger. Das griechische Glück in der Krise: Das Dorfleben ist intakt, die Familien nehmen ihre Kinder wieder auf, ein Huhn oder Schwein hat jeder noch im

Garten und etwas Gemüse; das wäre in Deutschland anders. Nach Athos aber ziehe es relativ wenige der Stadtflüchtlinge, sagt Janis.

In den Gärten von Simonos Petras riecht es harzig-süß. Von der Sonne aufgewärmte, weinrote Oliven liegen auf dem Weg, der sich in Richtung Meer hinabschlängelt. Vereinzelt Pilger spazieren ihn entlang. Den weitesten Blick hat man aber von den Balkonen aus. Von ihnen sieht man links den Berg Athos, vorn die Terrassengärten, das Meer, rechts Berge. Auf dem Balkon stehen drei Mönche und sehen dem Sonnenuntergang zu. Einer sieht aus wie aus einem Samuraifilm. Er spricht, als wolle er die Idylle auflösen, schweizerdeutsch. Bruder Irimias, Jahrgang 1974. Sonderbar erscheinen die Wege des Herrn: Als Flüchtlingskind kam Irimias aus Vietnam in die Schweiz und von da über Umwege vor vier Jahren nach Athos. Zwischendurch studierte er BWL und arbeitete für Banken in Zürich und Genf. Sein Ziel sei es, irgendwann gar nicht mehr zu schlafen, sondern die ganze Nacht nur noch zu beten und zu wachen, wie die Jünger in der Nacht vor der Kreuzigung, in Erwartung der Wiederkehr Christi.

Manche brauchen nur noch eine Stunde Schlaf in der Nacht, morgens um 3 Uhr erklingt die Stundentrommel zum Frühgebet, die Messe dauert mehrere Stunden – sechs Stunden später beginnt der Tag mit dem Sonnenaufgang; keine Frau darf hier sein, außer die Jungfrau Maria als Ikone und im Geiste, die Mönche wollen den Tod lieben lernen, sich jeden Tag darauf vorbereiten. Ihre Gräber haben nur Holzkreuze, daneben reihen sich Knochen und Schädel aus Jahrhunderten.

Das wird aber wohl kein Weg sein für das ganze Land. Die Mönche sind auch in diesem griechisch-orthodoxen Kloster nicht alle Griechen, sie kommen auch aus der Schweiz, aus Amerika, Deutschland – so wie Theodosios, der bis vor dreißig Jahren Protestant in Hamburg war. Es sind nicht wirtschaftliche Krisen, sondern – wenn nicht der Glaube allein – persönliche Krisen, die Männer zu Mönchen machen. Ein Deutsch-Grieche kam, nachdem er erfuhr, dass seine Kinder nicht von ihm sind. Geistige Krisen führen in diese geistige Welt. Wirtschaftsflüchtlinge hingegen wolle man nicht aufnehmen, sagt ein Abt. Es seien mehr geworden.

Bruder Philaritos etwa ist seit drei Jahren hier Mönch. Er ist Grieche und spricht fließend Deutsch, denn er studierte in Görtitz, er ist Konzertpianist. In Darmstadt an der Oper arbeitete er als Pianist und Dirigent. Ihn störte, dass die institutionalisierte Kultur den Menschen nichts mehr mitzuteilen habe. „Wenn zu seinen Lebzeiten eine neue Beethoven-Symphonie herauskam, sagte das den Menschen etwas, das war wie ein neuer Kinofilm.“ Seine Antwort: Kunst und Kultur müssten wieder mit der Religion zusammenfinden. Hier singt er im Chor, ein Klavier gibt es nicht. Ähnlich lautet seine Erklärung der Wirtschaftskrise: „Es ist keine griechische Krise, sondern die spirituelle Krise Europas.“

Geld ist auch auf Athos wichtig. Es wird nur nicht thematisiert. Wieso lehnen Klöster es ab, Krisenflüchtlinge als Novizen aufzunehmen? Man kann annehmen, dass dies auch aus wirtschaftlichen Gründen geschieht. Denn ein Mann, der Mönch wird, lässt auch sein Vermögen in der Gemeinschaft. Wer ohne Vermögen kommt, bringt keine Einnahme. Und die Klöster benötigen viel Geld: Es gibt allein in Simonos Petras halb so viele Arbeiter wie Mönche – knapp 40 Rumänen, Bulgaren, die für die Mönche arbeiten. Als Handwerker, in den Gärten, in der Küche. Die Mönche können kaum schwer schuften, wegen der asketischen Lebensweise fehlt ihnen Kraft. Sie beten. Die Handwerker arbeiten. Die Klöster sind auch baulich meist in einem hervorragenden Zustand. Woher kommt das Geld? Millionen von der EU, Millionen aus Erbschaften gläubiger Ostchristen, Millionen aus der Verpachtung alter Ländereien auf dem Festland (hier kürzt derweil auch Athen die Zuwendungen, die es für frühere Enteignungen gibt). Vermutlich ist in den Klosterkellern so mancher Schatz versteckt. Die Finanzen der Klöster sind undurchsichtig, und auch hier gibt es Korruptionsermittlungen, einen mafiösen Filz von Klerus und Staat und Reichen – kürzlich erst nahm die Polizei einen Abt fest wegen eines verdächtigen Immobilienhandels mit einer früheren griechischen Regierung – so gesehen, ist die „Gegenwelt“ auch fest verwurzelt im griechischen Hier und Jetzt. Die Athos-Ökonomie: Leben von Zuwendungen, kaum eigene Produktion, Vermögen in den Händen einer kleinen Elite. Simonos Petras ist eines der reichsten Klöster der Insel. Es

gibt andere, in denen die Mönche arm, ohne elektrischen Strom und fast autark leben. Etwa Esphigmenou, das auch für seinen herausragenden religiösen Dogmatismus bekannt ist. Jüdische Geistliche haben es zum Beispiel Berichten zufolge schwer, überhaupt ein Visum für Athos zu bekommen. In vielen Klöstern leben die Mönche zurückgezogener und meiden jeden Kontakt mit Pilgern. Die Mahlzeiten – wie Übernachtungen kostenlos für Pilger – sind karg, es gibt etwa kalte Linsensuppe mit Reis.

Drei junge Pilger sind aus Thessaloniki hierhergekommen. Einer, Merkouris Kountouras ist sein Name, leitet ein Unternehmen aus der Medizintechnikbranche. Er lächelt, angesprochen auf die Wirtschaftskrise. Eine Krise gebe es in Somalia, sagt er. Der andere, Dimitrios Prokos, betreibt Handy-Läden von Vodafone. Auch er wirkt gelassen. Sie haben ihren Freund und geistlichen Vater Bruder Iosif besucht, der die Mönchszelle Agios Minas Vigla bewohnt. Iosif strahlt Ruhe und Gelassenheit aus. Heiter deutet er die Krise mit Verweis auf viele Jahre alte Prophezeiungen eines Vater Paisios, der geschrieben habe, es werde eine Krise kommen, einige Monate Hunger, und die Leute würden am Ende die Politiker aus dem Land treiben. Er lächelt: „Satan wühlt die Erde auf – aber er weiß nicht, dass Jesus Christus hinter ihm steht und Samen sät.“ In den vergangenen Jahren kämen wieder vermehrt junge Leute zu ihm, die Rat suchten, sagt er. Denen sage er, frei nach Paulus: „Ein Bett und etwas zu essen genügt.“

Aber zu Mönchen müsse nun auch nicht das ganze Land werden. Ein Krisenflüchtling aus Athen habe kürzlich Novize werden wollen. Iosif riet ihm, er solle Priester werden und Athos verlassen. Wenn er dann immer noch Mönch werden wolle, solle er einfach in einigen Jahren wiederkommen. (2012)



Wie das Erdöl den Ramadan ins Emsland brachte und ein Öl-Wunder entfachte

Durch das Städtchen Emlichheim läuft ein Kanal. Das Wasser des Kanals wurde dem Moor abgerungen. Früher war es im Moor, jetzt ist es in den Kanälen, hier im Nordwesten Deutschlands, gar nicht weit von der Küste. Der kleine Kanal von Emlichheim ist kerzengerade, und er ist mit Seerosen bewachsen. Die Angler fangen hier bis spät in den Herbst Plötzen und seltene Schleien. Die Schleien sind im Vergleich mit anderen Friedfischarten genau genommen eher scheu, als selten – einmal gefangen, lassen sie sich dünsten oder backen, ein Fisch für Kenner.

Vor vielen Jahrzehnten aber, als die Fotos noch schwarzweiß waren und wenn der Kanal von Emlichheim im Winter zu Eis wurde, da rasten eilige Kinder auf dem gefrorenen Wasserweg auf Schlittschuhen nach Holland. Das dauerte keine zehn Minuten. Und es gab damals tatsächlich einige Kinder, die waren schneller als der Zoll in seinen Volkswagen. Sie brachten Zigaretten und Whisky günstig herüber, im Auftrag der Eltern.

Diese Zeiten waren rau und romantisch, und man denkt gern daran zurück in Emlichheim, diesem deutsch-niederländischen Grenzort. Jedenfalls die Alten. Sie wissen noch, wie es war und woraus das wurde, was heute ist.

Zweifelsohne fehlte es damals nicht nur an Zigaretten, sondern auch an Fleisch, Fisch oder Konservenobst. Die Grafschaft Bentheim – hier liegt Emlichheim – und das nahe Emsland hatten überhaupt wenige Naturschätze. Die Armut hatte eine lange Geschichte. Moore, aus denen Torf gewonnen wird, die gab es hier, Wasser und Gras. Von Kühen wurde niemand reich.

Das heißt: Sie dachten bloß, sie hätten wenige Naturschätze. Aber dann fand man das Öl. Am Vorabend des Zweiten Weltkrieges, im Herbst vor achtzig Jahren, kündigte sich der kostbare Rohstoff an. Bohrungen nach Erdöl und Erdgas brachten zuerst Letzteres zutage. Auf fast 1600 Meter Tiefe strömte es an die Oberfläche, und man wusste nicht so recht, wohin damit. Er ergab jedenfalls eine schöne Flamme. Die brannte gelb und blau und loderte in den Stürmen, in Ochtrup im Süden von Emlichheim ab dem Herbst 1938. Die Nazis kamen später mit Stahl und

Winden und Heeren von Zwangsarbeitern und suchten fanatisch nach Öl. Aber sie fanden es spät, im November 1943. Es sprudelte zutage, aber es war zu zähflüssig, um es durch Rohre zu leiten. Und dann, ab 1944, fuhren Karren auf Schienen hektisch zum Bahnhof und brachten den fernen Panzern ein paar Tonnen Öl, aber das brachte nichts. Der Krieg war ja fast verloren, und die Panzer zogen sich zurück und fraßen meist Treibstoff aus Kohle.

Heute sind andere Zeiten. Vor einigen Tagen kam ein saudischer Journalist ums Leben, im saudischen Konsulat der Türkei. Er wurde übel zugerichtet, von Folter im Staatsauftrag ist die Rede. Aber das ist eine andere Geschichte.

Und die Geschichte von Emlichheim und dem Öl, wie geht die? Gehen wir auf die Spuren des Öls. Dafür bietet sich der Fahrradweg „Erdölroute“ an. Es ist eine Rundstrecke für einen halben Tag. Rentner fahren sie gern, sie ist frei von Anstiegen und gefährlichen Kurven, hier fährt kaum ein Auto, und wenn man ins Schlittern gerät, ist schon irgendwo das Rohr einer Pipeline, die dem Fahrrad Halt gibt. Man startet am besten auf deutscher Seite, hier gibt es auch einen Fahrradverleih.

Im Herzen von Emlichheim, im Kreisverkehr, steht eine historische Ölpumpe in der traditionellen Pferdekopfform. Das Wappen der Stadt mit dem Bild einer Ölpumpe in Pferdekopfform ist auch zu sehen. An Frittenbuden und Landhandlungen vorbei und entlang vieler Backsteinhäuser führt der Weg raus in die Maisfelder; links ist ein kleiner Puff, aber das Fördergelände der Wintershall GmbH, das ist rechts.

Direkt vor dem Werkstor hat ein Bauer seinen Hof, und der steht auf Millionen Jahre altem Gold. Ein Bauernhof auf Erdölgestein. Seit achtzig Jahren weiß man es. Oben wachsen Mais oder Gerste, aber unten ist tausendmal Wertvolleres zu finden. Das hat auch den Bauern von Emlichheim schon viel Geld gebracht, aber niemals Reichtum. Sie konnten es sich nie leisten, einfach nicht mehr Mais zu säen. Unweit gibt es gerade neue Probebohrungen, der Konzern Wintershall investiert nochmals viele Millionen.

Die Bauern bleiben von Beginn an unaufgeregt. Schon als Ende der 1940er Jahre mit der Förderung begonnen wurde, sagte der Überlieferung nach ein Bauer auf Plattdeutsch: Dieses Erdöl, das sei doch was für die Frauen. Er habe gehört, da sei Parfum

drin. Doch was er eigentlich gehört hatte, nur falsch verstanden, war Paraffin. Heute kriegen sie Entschädigung, wenn ein Förderurm auf ihrem Grund gebaut wird. Danach bekommen die Bauern Pacht; für 40 mal 40 Meter.

Im Norden der Stadt steht auch die älteste Pferdekopfpumpe. Ihr gemächliches Auf und Ab symbolisiert die Geruhsamkeit dieses Ortes. Wie in Zeitlupe senkt sich der Pferdekopf, als wolle er den ölreichen Grund zärtlich küssen, doch ehe es zur Berührung kommt, hebt er sich kurzentschlossen wieder, bis er das flache Land und all den Mais und die Backsteinsiedlungen überblickt, um den Rückweg zum Boden zu suchen. Überall in der Landschaft stehen diese Pferdeköpfe, diese blassgrünen Zwischenwesen des Bodens und der Luft (in die sich Neugier versehentlich kurz verliebte). Aber das ist nicht das Besondere an dieser Geschichte, an der Geschichte Emlichheims mit dem Öl. Das Besondere ist die schlichte Dauer des Geschehens. Mehr als siebenzig Jahre Förderung. Konstante Fördermenge. Weltrekord. Im Pferdekopfrhythmus erreichte man diesen Rekord. In Arabien sei es so, dass Quellen einfach verlassen werden, wenn ein Drittel der Ölmenge ausgebeutet seien, sagen sie hier. In Emlichheim wird man gewissermaßen bis zum letzten Tropfen bleiben.

Nach vierzig, fünfzig Jahren spätestens versiegen die meisten Ölquellen der Erde. In Venezuela, in Saudi-Arabien, auf der Nordsee und so weiter. Nicht aber in Emlichheim. Da geht es immer weiter, auf und ab.

Horst Prei ist der Betriebsleiter der Förderstätte. Er ist ein Österreicher aus der Steiermark, arbeitete lange in Libyen, er mag Emlichheim, sagt er. Prei trägt eine Brille wie ein Triathlet, sie schützt vor Fliegen und vor der Sonne. Die Leute aus dem Betriebsrat tragen Brillen, die weniger sportlich scheinen. „Die Wintershall ist überzeugt vom Standort Emlichheim“, sagt Horst Prei. Aber kommt nicht eines Tages das Ende der Förderung, der „Peak Oil“? Und was heißt das für unser Leben, die Mobilität, das Plastik, den Komfort, die Flugreisen, für Emlichheim? An ein Ende des Öls glaube er erst, wenn er es sehe, sagt Prei. Die Technik entwickle sich. „Wir haben noch Öl für viele Jahre.“

Das meiste unseres Öls kommt ja aus Russland, aus dem Kaukasus, Norwegen, England. Aus Russland kommen auch

Ingenieure nach Emlichheim (andererseits wird hier die umweltfreundlichste Fördertechnik der Welt erprobt – Gase auffangen, wieder verwerten, komprimieren –, die dann in größere Ölfelder auch der arabischen Welt oder Russlands exportiert wird). Volodymyr Tsap, Lagerstätteningenieur, arbeitet in Emlichheim. „Nach unseren neuesten Einschätzungen können wir hier bis 2040, 2050 fördern“, sagt er. Der „Peak Oil“, das nahende Ende des fossilen Treibstoffs, sorgt in Emlichheim niemanden, jedenfalls nicht der „Peak Oil“ Emlichheims.

Wir also nehmen das Fahrrad. Auf dem Weg sind mit uns: der erwähnte Betriebsleiter von Wintershall, Horst Prei, der langjährige Mitarbeiter Dieter Biehl, der Ingenieur Ludger Lau, Pressesprecher Mark Krümpel. Schnell ist man drüben in Holland. Entlang des Fahrradweges verlaufen die Pipelines. Sie sind so selbstverständlich da wie Weiden, Gräser, Gräben. Manchmal ragen aus den Pipelines Schleifen gen Himmel, manchmal gibt es bizarre Überlappungen, Stellräder.

Die Pipelines laufen zwischen den Zäunen der Bauernhäuser, Gräben, Wegen, Grachten. Eine Raffinerie steht auf niederländischer Seite. Sie wurde viel zu groß gebaut. Die deutsche Seite lacht darüber. Seit 1943 plant hier die Royal Dutch Shell. Schoonebeek, so der Name der niederländischen Seite, ist der größere Teil dieses Ölfelds. Emlichheim der kleinere. In diesem Sinne lacht Holland.

Vor etwa siebzig Jahren verboten katholische Geistliche und Politiker, dass in Emlichheim ein Kino gebaut wird. Aus sittlichen Gründen. Jetzt waren schon arabische Ingenieure hier im Ölfeld, Kollegen der Wintershall. Plötzlich feierte man Ramadan im Emsland. Ob Allah das Emsland im Sinn hatte, als er die Fastenregeln für tagsüber beschloss, wisse man freilich nicht, erzählt ein Mann aus der Belegschaft. Denn hier seien die Abende im Sommer sehr lang, anders als in der Wüste Arabiens, wo die rote Sonne am frühen Abend sang- und klanglos hinter den Horizont plumpst.

Die einheimische Erdölförderung der Bundesrepublik Deutschland deckt etwa 3 Prozent des deutschen Bedarfs ab. Das wäre zu wenig für ein Industrieland. Es ist etwa so viel, wie der gesamte Import aus Saudi-Arabien. Etwas mehr als zehn Mal so viel steckt unter deutscher Erde. Das reicht nicht für die Enkel.

Die eindrucksvollen elf Jahre, in denen Horst Prei in Libyen wohnte – es gab kein Bier, kein Kino, aber kurzweilige Spaziergänge durch die Wüste –, damals wurden dort am Tag hunderttausend Barrel am Tag gefördert. Fast so viel wie in Emlichheim im ganzen Jahr. Alle paar Wochen flog das Flugzeug in die Steiermark.

Die Fahrradgruppe macht halt. Rentnergruppen auf Tandems fahren vorbei. Auf holländischer Seite eines Kanals stehen die holländischen Pumpen. Sie haben keinen Pferdekopf, sondern pumpen mit einem mittigen Pumpelement, das nicht die Phantasie befördert. Die Pferdekopfpumpe auf deutscher Seite ist ein Designklassiker. Sie kommt aus Amerika und wurde viele Jahrzehnte von dort importiert. Im Zuge des Niedergangs der Industrie der Vereinigten Staaten, in den Jahrzehnten vor Donald Trump, verlagerte der Hersteller die Produktion der Pferdekopfpumpen nach Rumänien. Nun kommen sie von dort nach Emlichheim, um ihr gemächliches Auf und Ab zu wippen.

Zweifellos ist in Emlichheim die SPD an der Macht. Heinrich Streng, Sozialdemokrat seit jeher, ist der Bürgermeister. Streng ist ein neuerdings pensionierter Lehrer, er macht gern Urlaub auf griechischen Inseln, ist dem Volleyballverein verbunden, und man kann über ihn eigentlich nur Gutes erzählen. Und auch Streng hat viel Gutes zu sagen über den Zustand des Gemeinwesens. Die Arbeitslosenquote ist sehr gering, der Volleyballverein ist seit Jahren berühmt und hat gar schon freiwillig auf den Aufstieg in die Erste Bundesliga verzichtet. Der Radtourismus entwickelt sich. Die Probleme Emlichheims: der Wegzug junger Menschen ins 30 Kilometer entfernte Nordhorn, das sie als urbaner und attraktiver empfinden. Doch weil auch die Hauspreise in Nordhorn steigen, kehren manche Familien wieder zurück. Der Leerstand einiger Ladenlokale in der Innenstadt wegen des Online-Handels macht den Vermietern zu schaffen. Und was hatte dieser Ort vom Öl? Etwas Gewerbesteuer. Große Teile fallen aber woanders an; dort, wo Wintershall oder seine Eigentümerin BASF ihre Sitze haben zum Beispiel. Und die Ölförderabgabe, zwischen 9 und 18 Prozent der Fördermenge, kassiert das Land Niedersachsen. 95 Mitarbeiter verdienen hier ihr Geld, immerhin. Es waren mal 800.

Größer ist das Werk der Emsland Stärke, das Kartoffeln für die Industrie verarbeitet. Ihr Sitz liegt an der Emslandstraße nahe der Wintershallstraße. Die Emsland Stärke versteht sich auf Kartoffelflocken. Seit 2004 werden hier auch Erbsen verarbeitet. In den Werken der Emsland-Stärke GmbH werden zudem Jahr für Jahr mehr als eine Million Tonnen Kartoffeln transformiert.

Im Jahr fördert die Wintershall AG in Emlichheim rund 1,2 Millionen Fass Rohöl. Der Preis für einen Liter Rohöl ist in etwa identisch mit dem Preis für 1 Kilo Industriekartoffeln.

Heinrich Strenge, der Bürgermeister, kennt die Geschichte der Wintershall. Ohne sie wäre die Integration der Nachkriegsflüchtlinge aus Ostpreußen et al. kaum gelungen. Sie fanden harte Arbeit in den rauen Förderwerken. Sie spielten Skat, aßen Rübensuppe und freuten sich ihres Lebens. Milch, Salz und Speck waren gefragt, die Bauern tauschten gegen gute Waren. Die Rote Siedlung und die Weiße Siedlung entstanden später, bezahlt von Wintershall. Gute Häuser für die Arbeiter. Stehen heute noch. Wirtschaftswunder. 1957 fand man dann noch die Ölfelder Emlichheim West und Emlichheim Süd.

Das Öl hat bis heute einen hohen Wert, und die Förderung wäre trotzdem schon mehrfach beinahe eingestellt worden. Denn immer wieder sah es danach aus, als werde der Strom des kostbaren Rohstoffs versiegen. Schon Anfang der achtziger Jahre wäre Schluss gewesen mit der Ölförderung. Doch längst pressten die Ingenieure Wasser ins Erdreich, und man konnte wieder ein Ölgemisch fördern. Als auch das nicht mehr reichte, injizierten sie heißes Wasser. Seit den achtziger Jahren, bis heute, injizieren sie heißen Dampf in den Boden. Sie fördern dann 93 Prozent Salzwasser und 7 Prozent Reinöl. Eine Entsalzungsanlage aus Israel trennt dann Salz und Wasser. Die Israelis sind stolz auf diese Anlage. Es gibt weltweit keine, die so lange ohne Schäden läuft. Es waren sogar schon Gruppen aus Israel in Emlichheim, um dieses Öl-Wunder zu besichtigen. Dort trafen sie womöglich auch auf Araber und Sozialdemokraten. (2018)



Ständige Preisverleihungen ohne Liebe wären eine Grausamkeit

Applaus! In der vergangenen Woche wurden in Deutschland wieder einmal eine Reihe von Auszeichnungen vergeben, auf die es sich hinzuweisen lohnt. Zum Beispiel wurden gut hundert bayerische Kindergärten vom Umweltministerium mit der Auszeichnung „Ökokids“ für ihre Verdienste um Umweltbildung versehen. Dasselbe Ministerium kürte die „Internationale Agenda 21-Schule“. Dasselbe Ministerium verlieh den „Grünen Engel“ an zehn umweltfreundliche Bürger. Zuffenhausen wurde – und dies nicht zum ersten Mal – in den Ehrenrang eines „Fairtrade-Stadtbezirks“ gehoben. Der Deutsche Tourismusverband verlieh der Touristinformation Kröv sein Qualitätssiegel „I“. Es gab überdies Ehrungen für das „Fledermausfreundliche Haus“ (Nabu), „Energieeffizienz in öffentlichen Einrichtungen – Gute Beispiele 2014“ (Dena), den Unternehmenspreis des Wirtschaftsrats Bremen-Nord, den Journalistenpreis Münsterland. Der Pferdesportverband ernannte Hoya zur „Pferdefreundlichen Gemeinde 2014“, und 33 Unternehmen im Hochsauerlandkreis wurden „Familien-Freundliches-Unternehmen im Hochsauerlandkreis“.

Es ließen sich noch viel mehr Ehrungen aus einer ganz normalen Woche zusammengogeln – und dann könnte man sich ein wenig lustig darüber machen, für welch gewöhnliche Dinge sich die Leute doch die Krone aufsetzen. Das wäre nicht fair, denn für manche Auszeichnungen gibt es gute Gründe. Es soll gern genau so viele Preise geben, wie hervorragende Dinge geschehen. Seltsam wird es, wenn es Preise für gar nicht so besondere Leistungen gibt. Anders gesagt: Wenn sich die Leute selbst für den größten Quatsch feiern.

Ein Frankfurter Kindergarten zum Beispiel feierte in der zurückliegenden Woche das Martinsfest. Einige Kinder führten dazu ein phantasieloses Stück auf, in dem sie zu Musik, die vom

Band kam, im Kreis tanzten. Die Martinslieder konnten sie eher dürftig auswendig, nebenbei lärmten sie anderweitig. Für das Stück gaben die Eltern großen Applaus, die Kinder verbeugten sich wie Schauspieler im Theater, und es wurden blitzend sehr viele Fotos zum Andenken an diesen Abend gemacht.

Ist das Liebe? Nicht unbedingt. Die Begeisterung für Selbstverständlichkeiten ist jedenfalls eine Klammer, die dieses Martinsschauspiel, den Fairtrade-Stadtbezirk und das pferdefreundlichste Dorf verbinden. Man kann diese Klammer noch weiter öffnen. Dann umfasst sie zum Beispiel auch das Fußballstadion. Denn dort ist es unter Fans üblich geworden, die sich gute/wahre/echte Fans nennen, die Mannschaft zu feiern, egal wie sie spielt. Es kann 0:4 stehen, und die Fans singen, bedingungslos, ihre Lieder. In der Zeitung steht dann immer, die „wie immer unglaublichen Fans“ hätten sich eben „selbst gefeiert“.

Man kann aber auch in die Schulen und an die Unis gucken, wo immer mehr Einser-Absolventen ihre Einser-Zeugnisse feiern. In die Uni-Landschaft, wo es immer mehr Exzellenz-Universitäten und Exzellenz-Cluster gibt, oder ins Weinregal, wo fast jede Flasche eine „silberne Kammerpreismünze“ trägt, oder ins Supermarktregal, wo keine noch so öde Wurst ohne „DLG-Goldmedaille“ zu haben ist.

Narzissmus und Geschäftemacherei vermengen sich in diesen Beispielen. Das klingt nun vielleicht ein bisschen peterhahnig („ach, diese Spaßkultur“). Warum denn nicht tanzen, auch wenn man es nicht kann, warum nicht singen, wenn es keinen Anlass gibt, und eine Wurst einfach dafür auszeichnen, dass sie nach dem Essen drinbleibt?

Eine Antwort auf diese Frage ist nicht so trivial. Denn selbstverständlich gibt es nichts Heiligeres als Dankbarkeit. Doch sei's drum: Erst einmal besteht die Gefahr, durch die Auszeichnung des Gewöhnlichen das Besondere zu entwerten. Denn das Besondere ist gefährdet, weil der Mensch von Grund auf konformistisch und neidisch ist. Lob, Preise, Lobpreise und andere Auszeichnungen haben ihren tieferen Sinn gerade darin, das Besondere zu schützen und es gegen alle Angriffe aus der großen, grauen Welt hervorzuheben. Sie sollen ein Bollwerk gegen den Neid und die Destruktivität sein, nicht deren Rammbock.

Zweitens führt eine Erhöhung von Preisen zu einer Entwertung. Es ist nicht fair, wenn ein herausragender Schüler die gleiche Einsnull bekommt wie ein stets sehr bemühter, der immer gut plappern konnte. In den meisten Fällen ist so eine Entwertung aber egal. Denn es wird sich herumsprechen, welche Auszeichnungen wirklich einen Wert haben und welche weniger. Dann blühen Privatschulen auf, und auch wird niemand den Fairtrade-Stadtbezirk mit dem Unesco-Weltkulturerbe verwechseln.

Drittens nervt es in Wirklichkeit alle Beteiligten, wenn Leute jeden Mist preisen. Schon Kinder stört es, wenn man sie für Dinge lobt, die sie längst können. „Ach, das kann ich doch längst“, sagen sie dann, oder „das kann doch jedes Baby“. Wohingegen sie sich riesig freuen, wenn man sie für Dinge lobt, die sie zum allerersten Mal geschafft haben. Und wenn es das allererste Mal allein aufs Klo gehen ist. Das hat wirklich einen Preis verdient.

Das Lob muss echt sein, dann ist es eine Motivation. Wenn es nicht echt ist, ist es vergiftet. Wenn der Preis nicht zur Wahrheit passt, steckt nicht selten ein Schleimer dahinter. Er feiert den anderen gar nicht, weil er dessen Leistung wunderbar und erhaltenswert findet, sondern deshalb, weil er sich davon für sich selbst einen Nutzen verspricht. Thomas Bernhard hat ein ganzes Buch über die Literaturpreise geschrieben, die er bekommen hat – eine öde und komische Beschreibung von langweiligen Laudationes langweiliger Preisgeber, die ihm damit seine Zeit klauten.

Mit den Preisen und dem Sich-Selbst-Feiern ist etwas verkehrt, wenn es nicht um das Besondere geht. Dann sehen die Laudatoren aus wie Narziss, der in sein Spiegelbild verliebt ist. Lob und Beifall für Belanglosigkeiten sind lieblos und egoistisch – wenn es sich um Belanglosigkeiten auch aus der Perspektive des anderen handelt. So können Netzwerke entstehen aus Lobern und Gelobten, die sich in ihrer Durchschnittlichkeit abknutschen und feiern, bis sie sich wie Derwische in ganz andere Welten drehen. Nur sehen sie von außen nicht aus wie Derwische, sondern lächerlich.

Wenn es so ist, darf man also doch lachen. Die lieblose Begeisterung ist allerdings eine Grausamkeit. Denn man tut den Leuten einen größeren Gefallen, wenn man ihnen die Wahrheit sagt. Wem man sie nicht sagt, nimmt man die Chance auf Entwicklung. Deswegen ist Kritik viel besser als ständiges Lob.

Viele neigen auch deswegen zum Unglücklichsein, weil sie sich ständig mit den Leistungen der anderen vergleichen. Ein Lebenslauf, der mit vielen Preisen ausgestattet ist, sieht von außen schön aus, genauso wie die Bilder, die wir auf Facebook und Twitter von uns hochladen. Aber in Wahrheit können das Drogen sein. Das ganze Greenwashing der Konzerne und die Betrügereien des ADAC gehören auch dazu. Neulich berichtete die Münchner Abendzeitung vom Frankfurter Sportball: „Nationalelf-Kapitän Bastian Schweinsteiger nimmt eine Auszeichnung beim Sportpresseball entgegen und flüchtet dann.“ (2015)

7

Jerusalem

Im Dorf steht eine Synagoge zum Verkauf
Aber niemand will sie haben

In der Nacht zum Samstag probt in der Gaststätte „Zur Linde“ der Gesangsverein. Er hat den oberen Saal gemietet. Parterre bespielen vier ältere Herren die Kegelbahn.

Im Restaurant serviert der Wirt mir und Neugier wortkarg und auf unseren ausdrücklichen Wunsch hin frittiertes Hähnchen und Kümmelschnaps.

Die Nacht zum Samstag, das wäre vor 90 Jahren der Schabbat-Beginn gewesen hier in Ober-Seemen im hessischen Wetteraukreis, jedenfalls für einen großen Teil der Bevölkerung. Noch vor 80 Jahren feierten die Letzten hier Schabbat, direkt in der Nachbarschaft der „Linde“. Seit genau 78 Jahren begeht hier niemand mehr den Schabbes, seitdem die jüdische Familie Schuster ins Todeslager reisen musste. Heute ist die Geschichte der Juden hier vergessen.

Man kann aber die Spuren suchen und aufspüren, was verlorengegangen ist. Die Geschichte fehlt, weil all die Kinder und Enkel und Urenkel von denen, die hier dreihundert Jahre dazugehörten, niemals geboren wurden. Die Namen der Familien Strauss und Frank, Oppenheimer und Zimmermann, Goldschmidt und Rosenthal, Kahnlein, Bing, Jonassohn, Adler, Stern, Schuster findet man heute nur noch auf den Grabsteinen des jüdischen Friedhofs, der geduldig über dem Dorf ruht.

Ein Relikt dieser Vergangenheit ist die alte Synagoge. Von der Gaststätte „Zur Linde“ läuft man wenige Schritte dahin. Hinter dem kleinen Backhaus, wo bis in die Nachkriegsjahre das Dorf seine Brote buk, steht sie.

Die Synagoge ist architektonisch das Schönste, was das Dorf zu bieten hat. Die Mauern aus Schiefer enthalten orientalische

Sandstein-Ornamente: ein Feigen-Ornament über der Tür, eine Tora-Tafel mit den hebräischen Zehn Geboten schließt am Giebel ab. Die Synagoge steht hier seit weniger als 120 Jahren, aber sie wirkt so, als befände sie sich an diesem Ort seit einer Ewigkeit.

Zu schön, um wertvoll zu sein, ist sie. Jedenfalls ist sie unverkäuflich. Ihr Besitzer, ein Psychologe im Ruhestand aus der Nähe, bietet sie seit Jahren an. Der Preis ist nicht höher als derjenige renovierter Wohnhäuser in dieser Gegend: 298.000 Euro. Viele Makler haben getan, was sie konnten. Jetzt steht das ungeliebte Objekt auf den Seiten der Immobilienfirmen Schwendt & Rauschel Immobilien und der IAD, Immobilien Agentur Deutschland. Einen ernsthaften Interessenten gab es bisher: einen Harley-Davidson-Club.

Die Gaststätte „Zur Linde“ ist der Startpunkt der Suche nach dieser Geschichte. An diesem November-Schabbat sitzen an einem Tisch im Gasthaus zwei jüngere Männer und ein alter, ebenfalls mit Kümmelschnaps und Bier.

Als ich sage, dass ich hier sei wegen der unverkäuflichen Synagoge, fällt ihnen dazu tatsächlich auch das eine oder andere ein. Dem einen Jungen fällt ein: „Ich wollt darin nicht wohnen, in dem Judde’haus, am Ende zündet mir das einer an.“ Dem anderen Jungen fällt nichts ein. Der Alte, Mitte siebzig, mag das Thema nicht. „Hört doch auf damit, hört doch auf mit den alten Geschichten“, sagt er. Vielmehr schreit er es mir entgegen.

Der Wirt sagt wenig. Doch plötzlich öffnet sich der Himmel, und ein Lichtstrahl leuchtet aus den dunklen Wolken der Geschichte. Der Vater des Wirtes, Jahrgang 1931, setzt sich zu uns an den Tisch.

Er ist, so stellt sich heraus, einer von nur noch zwei Männern im Dorf, die sich an die jüdischen Nachbarn erinnern. Bis 1939 lebten sie hier und beteten in der Synagoge. Fast zweihundert jüdische Bürger gab es im Dorf gegen Mitte des 19. Jahrhunderts, knapp ein Fünftel der Einwohner von Ober-Seemen. 1939 war es noch die Familie Schuster. Und Heinrich Schmidt, der Senior-Wirt, er kannte sie.

So will dieser alte Mann auch gern von dieser Zeit erzählen: Er hatte einen Freund, sagt er, das war der kleine Werner Schuster. Sie waren gleich alt. Werner lebte im Haus auf der anderen Stra-

ßenseite. Er war ein blonder Junge, der aussah wie ein Heinrich, und man machte keinen Unterschied, und sie spielten Verstecken und hüteten die Rinder auf der Weide, und Heinrich saß bei Werner in der Stube und aß köstliche Brote, und die Eltern buken im Backhaus gemeinsam Brote, und Werners Eltern buken am Freitag die Schabbat-Brote.

Der Wirt Heinrich Schmidt erinnert sich noch daran, dass diese Brote „gut“ waren, „sehr gut“, „besonders“, aber an mehr auch nicht. Nicht einmal daran, ob sie süß oder salzig gewesen seien, die Schabbat-Brote, denn er sei alt.

Heinrich Schmidt, der alte Wirt, ist der letzte Mann aus dem Dorf, der einen jüdischen Freund hatte. Er erinnert sich auch, wie sich die Familie Schuster versteckt hielt auf dem Dachboden der „Linde“, wenn die SA-Schergen aus dem Nachbarort kamen und jüdische Frauen, Kinder und Männer auf offener Straße schlugen und folterten. In Gedern, dem Nachbarort, gab es solche Hetzjagen auf der Straße unter dem Beifall von Hunderten Bürgern.

In Ober-Seemen war Werner auch das letzte jüdische Kind in der Volksschule, und die anderen durften nicht mehr mit ihm spielen in den Pausen. In der „Linde“ versteckte sich Familie Schuster: Betty und Margot, die beiden großen Schwestern, der kleinere Werner, sein Bruder Friedel. An einem Morgen waren sie weg. Man kann auf den Seiten des Bundesarchivs recherchieren, was mit Werner Schuster geschah: Werner, geboren am 20. Oktober 1930 in Ober-Seemen, flüchtete demnach mit seiner Familie 1939 in die Niederlande. Dort wurden sie im Februar 1943 gefangen genommen und in das Vernichtungslager Sobibor in Polen gebracht, wo Werner am 5. März im Alter von zwölf Jahren von Todeslagerbürokraten „für tot erklärt“ wurde.

„Ist Werner noch Ihr Freund?“, frage ich.

„Ja, aber er ist tot“, sagt der alte Mann. Seine Stimme stockt. Statt aber eine späte Träne zu weinen, greift er zur Vernunft, und stammelt: „Ehrlich waren die Juden. Kaufleute. Sie hatten Geld, aber sie hatten es deswegen, weil sie ehrlich waren. Man kauft nur bei ehrlichen Kaufleuten.“ Er will gern mehr Gutes sagen, aber er sucht nach den Wörtern, die aus den Gesprächen lange verschwunden sind: Rabbiner, Tora, Synagoge. Ihm fallen immer nur Priester, Bibeln, Kirchen ein.

Der ältere, alkoholisierte Gast ruft dazwischen: „Ruhe, Heinrich, hör auf zu reden! Der soll dir doch Geld geben, wenn er was wissen will!“

Am nächsten Morgen grüßt mich derselbe Mann auf der Straße mit einem merkwürdigen Arm-Reflex und flüsternd zischend: „Heil unserem Führer!“

Das Dorf selbst wirkt etwas verstockt, so als seien viele Leute auf dem Rückzug, oder als sei der Rückzug die Haltung zum Leben. Mühen wurden auf Abschottung verwendet: Im Kern alte Fachwerkhäuser sind häufig an den Seiten mit Schindeln verkleidet worden, weiß, beige gestrichen. Relikte aus den 1950er Jahren. Seither nagt der Wind nicht an der Substanz. Ladenräume stehen leer, es gibt auch sanierungsbedürftige Häuser für wenige 10.000 Euro. Wo früher Juden wohnten, sind türkische Familien eingezogen. Es gibt mehr Todesfälle als Zuzug, auch deshalb sind viele Häuser schwer verkäuflich.

Die Synagoge ging kurz vor Kriegsbeginn für ein paar Mark an die Gemeinde, wurde dann erst ein Kriegsgefangenenlager, ein Standesamt, eine Lederfabrik, Grundschule, dann ein Seminarzentrum für psychologische Kurse. Ihr jetziger Besitzer schmückte sie im spirituellen Geist des „New Age“ in den 1980er Jahren mit neuen bunten Fenstern mit fernöstlichen Jasminblüten-Symbolen. Über viele Jahrzehnte war die Synagoge im Dorf ein Nicht-Thema, ein Nicht-Ort. Sie war dann eben das Standesamt oder die Fabrik oder die Herberge für esoterische Psycho-Gruppen. Man kann sich vorstellen, wie die Erinnerungen verlorengingen.

Im Dorf gibt es aber doch einen Mann, der etwas weiß über die fast dreihundertjährige jüdische Geschichte dieses Ortes – der sich Wissen angeeignet hat und neugierig wurde und nicht darum scherte, was die Leute redeten. Der Mann heißt Hans-Joachim Jung, ist Mitte sechzig und Baugutachter. Und auch seine Tochter Yvonne Reeker ist historisch interessiert. Die beiden gewannen mit ihrem Ingenieurbüro eine Ausschreibung für die Sanierung des Judenfriedhofs im Jahr 2003. Sie kamen dadurch mit den Nachkommen einer aus Ober-Seemen geflüchteten Familie aus Israel in Kontakt, besuchten sie auch dort. Seitdem sammeln sie Wissen über diese Vergangenheit, die sie nicht kaltlässt.

Als er ein Schüler war, das war Mitte der 1950er Jahre, wurde Hans-Joachim Jung in der alten Synagoge unterrichtet. Die Kinder lernten etwas über Steinzeitsiedlungen und Gesteinskunde des Vogelsbergs. Sie lernten aber nichts über die jüngste Vergangenheit, auch nicht des Schulgebäudes. Dabei lag es erst gut 15 Jahre zurück, dass der Rabbiner mit den letzten Juden hier noch einmal Gottesdienst feierte, dass Benno Bing als letzter Jude im Februar 1935 hier zu Grabe getragen wurde, dass sein Vater Berthold und Lion Levy als Gefallene des Ersten Weltkriegs bis heute auf Eisen und Stein am Brunnenplatz geehrt werden.

Man kann mit Herrn Jung und seiner Tochter durch das Dorf spazieren, und sie kennen jedes Haus, in dem früher Juden wohnten, ehe sie enteignet wurden. Das war ein Großteil des alten Ortskerns. „Die alten Leute haben auch später nie darüber gesprochen“, sagt Jung. „Das war für uns wie ein Thema, das hundert Jahre zurückliegt.“ Und seine Tochter sagt: „Man sprach über die Zeit der Juden wie über die Zeit der Dinosaurier. Das Thema Judentum ist bis heute keines im Dorf, auch in meiner Generation, da redet niemand drüber.“ Daher gingen die beiden auf Spurensuche.

Über das Ende der Juden hier weiß man viel: Theresienstadt und Sobibor, Auschwitz und in einigen Fällen Südafrika, Amerika, Palästina. Was zum blinden Fleck wurde, ist das Leben der Juden.

Es gibt einen Mann, der ist 93 Jahre alt. Heinrich Wagner hatte zwar keine jüdischen Freunde, aber er hat Erinnerungen an das jüdische Leben. Ich suche sein Haus und gehe in den Garten wie ein Polizist. Ich frage ihn, er freut sich und holt Fotokisten.

„Sie hatten fast alle Läden“, erzählt Wagner: „Metzgereien, Bäckereien, Schumacher, Handelsläden. Das Dorf war voller kleiner Läden. Ich erinnere mich auch an die Synagoge, der Platz davor war voll am Sonntag.“ Er meint: Samstag.

Heinrich Wagner hat in den Kisten ein altes Fotoalbum gefunden, mit Aufnahmen von Ober-Seemen aus den 1920er Jahren. Hier sei der eine oder andere jüdische Nachbar zu sehen. Er erinnert sich an Namen: etwa Siegfried Strauss, der ein Motorrad hatte. Er erklärt, Hitler habe ein Verbrechen begangen. Aber ihm fällt es schwer, den Verlust zu betrauern.

Es gibt einen Zeitungsartikel, der die feierliche Eröffnung der Synagoge im August 1901 beschreibt. Da steht: „Herr Rabbiner Dr. Hirschfeld ging in seiner Rede von dem Vers (Pasuk) des 122. Psalms aus: ‘Ich freute mich über die, die zu mir sagten, lasst uns zum Haus des Herrn gehen’, und schloss dieselbe mit einem Gebet auf den Landesfürsten, worauf vom Chor das Halleluja vorgetragen wurde.“ Der Bericht endet mit dem Wunsch: „Möge das neue Gotteshaus lange Jahre eine Stätte des Friedens und der Eintracht und ein Gotteshaus im wahrsten Sinne des Wortes sein und bleiben.“

Genau 40 Jahre nach dem zwangsweisen Verkauf des Synagogengebäudes an die Gemeinde Ober-Seemen kaufte sie der jetzige Inhaber. An einem sonnigen weißen Sonntag im Dezember 1978 fuhr der junge Psychologe Werner Gross mit seinem roten VW Passat auf das Dorf zu, hinein, „um die Ecke, und ich habe gewusst, ich kauf das“. Sie war ein Schnäppchen, erzählt er: 45.000 Mark kostete die Synagoge. „Sie hat mir optisch gefallen, sie sieht sehr interessant aus, zum Beispiel die Tora-Tafeln an der Fassade.“ Infolge des Kaufes befasste er sich auch mit dem Judentum. Er sagt, er habe dazu ein „ambivalentes Verhältnis, insbesondere zu Israel“. Genauer: „Diese Gebrochenheit, diesen Hintersinn, den finde ich den spannenden Teil dabei. Ich habe immer ein Herz für Ketzler gehabt.“

Aber an den Harley-Club wollte er nicht verkaufen. Das Haus solle würdig genutzt werden. Gross sagt, er habe Zeit, bis ein Käufer komme.

Oben am Fußweg zu den Friedhöfen steht die evangelische Kirche. Der Pfarrer und seine Frau arbeiten im Garten, sie schneiden einen Rosenstrauch klein. Ich erzähle von der Synagoge und dem „Heil unserem Führer“, mit dem ich begrüßt wurde. „Ja, wen wundert das schon in Zeiten wie diesen“, sagt der Pfarrer.

Oben liegt der jüdische Friedhof, dessen größter Teil von einer Hecke verdeckt ist. Die Gräber sind aus Sandstein, sie tragen hebräische Inschriften. Jüdische Gräber sollen bis zum Tag des Jüngsten Gerichtes erhalten bleiben. Die Toten liegen so, dass sie bei der Auferstehung nach Jerusalem blicken. Noch weiter oben liegt der christliche Friedhof. Der ist jedem zugänglich. Die

Steine sind hier aus glänzendem Marmor, und die meisten Gräber zeigen zum Dorf und zu der Kirche hin. Die toten Christen und Juden schauen ein wenig, aber nicht ganz aneinander vorbei. Die Christen haben es hier komfortabler, die toten Christen. (2017)



Eine Reise in ein Dorf der Donauschwaben, die meiner eigenen Geschichte Farbe gibt

Die Sonne steht hoch über der Batschka, einer Landschaft in der Vojvodina im nördlichen Serbien. Wir irren über den Friedhof. Finden lange nicht, was wir erhoffen, wollen die Suche schon beenden, und dann plötzlich doch: Da sind die Gräber der Deutschen. Und, wie unwahrscheinlich: das Grab meiner Großmutter. Ich kannte sie nicht, nur ihren Namen. Theresia Grossarth, gestorben als Terezja Gajcevic. Sie starb 1978, weil sie, eigentlich völlig gesund, von einer jungen Ärztin im Krankenhaus von Kula eine schlecht desinfizierte Spritze erhalten hatte.

Wir entdecken das Grab und können unser Glück nicht fassen. Meine kleine Tochter, die mit Zweitnamen auch Theresia heißt, legt ihrer Urgroßmutter Theresia Blumen aufs Grab. Wir setzen uns still auf einen Marmorstein.

Diese Blume, von Theresia zu Theresia, vom Kind zum Grab, von Geburtsjahrgang 2008 zu Jahrgang 1918, verbindet uns plötzlich mit diesem Ort und mit einer Geschichte, die wir nur in Teilen und abstrakt kannten.

Vorher hatte ich von Crvenka viele Bilder im Kopf, aber sie waren schwarzweiß und sollten coloriert werden, deshalb auch diese Reise. Die Bilder hingen auch nicht miteinander zusammen und nicht mit meinem Leben. Es fehlten mir die Wege und die Momente, die die Bilder verbinden, auch die Dürfte, der Wind, die Begegnungen.

Und trotzdem, seitdem ich ein Kind bin, begleitet mich Crvenka, Jugoslawien. Was wird es mir jetzt noch bieten?

„Tscherwenka“, sagten die vielen tausend Deutschen früher, die hier lebten, früher. Ich habe die Erzählungen meines Vaters im Ohr. Bevor wir die Reise dorthin gemacht haben, stellte ich mir das heutige Crvenka vor wie ein Puzzle aus seinen Kindheitsbildern, aber von 1000 Teilen fehlten 950. Ich sah alles wie auf Schwarzweißfotos: Kinder, die knietief im Franzenskanal stehen, im Hintergrund das Strandbad, und die im Kanal Stücke von Wassermelonen essen, welche sie von den Feldern der Bauern geklaut haben. Es gibt Bäuerinnen und Landarbeiter in Leinenkleidern, die einen merkwürdigen pfälzischen Dialekt sprechen. Frauen, mager und zäh wie alte Pferde. Die Schüler glotzen eines Tages mit offenem Mund, wenn sie mit sechzehn oder siebzehn Jahren das erste Mal in die Stadt reisen, nach Novi Sad, und sie dort ins Theater gesteckt werden. Es ist, als führe man Ochsen ins Ballett. Aber an der Ballerina hätten sie schon Interesse, und sie würden sich liebend gern um sie prügeln, bis ihnen die Nasen schief stehen.

Die Deutschen, überwiegend Deutsche Lutheraner und Reformierte aus dem Südwesten, waren hier gut zweihundert Jahre. Sie kamen ins Nichts. Der erste Krankenhaus hatte Lehmziegel und ein Strohdach.

Mein Vater war einer der letzten Deutschen, die hier Crvenka zur Welt kamen, 1940. Und einer der wenigen, deren Mutter nach dem Krieg blieb und das überlebte; sie hatte jugoslawisch geheiratet. Jetzt reise ich dorthin, mit meinen zwei Kindern, auf der Suche nach Bildern, nach denen ich plötzlich eine Sehnsucht entwickelt habe und nicht weiß, was das bedeuten soll. Was bleibt von einer Familiengeschichte, die längst vergangen ist? Wo niemand von uns verblieben ist, wo es gerade noch das letzte alte Grab zu sehen gibt?

Die Vojvodina ist eine flache Ackerlandschaft nahe an der Grenze zu Ungarn, passable Straßen, langweilige Städtchen mit Bäckereien, chinesischen Plastikwarengeschäften und kleinen Supermärkten. In Subotica aber erinnern prachtvolle Gebäude eindrucksvoll an die Vergangenheit: katholische Kirchen aus ungarischer Zeit, lutherische aus deutscher Siedlungszeit, eine prächtige Synagoge. Ansonsten: Kleinstädte voller mittelalter Menschen in unspektakulärer Kleidung, geschäftig, längst nicht

mehr bäuerlich, bestenfalls hühnerhaltend. Weizen, Mais und Rüben sind da auch, auf Feldern groß und einseitig wie in Vechta.

Am Ortsteingang von Crvenka liegen die alten Weinkeller der Deutschen, die mein Vater noch Volksdeutsche nannte – ein Nazibegriff, wie mich Wikipedia erinnert, aber bei ihm war er immer leicht ironisch verzerrt zu „Volksdeutsche“. So sagten sie es hier eben zu sich selbst, als er ein Kleinkind war. Das „Volk“ verschwand dann 1945, *finis germania*, nach Westen oder in tödliche Lager.

Die Weinkeller an der Straße, ich kenne sie von schwarzweißen Fotos. Ihre Eingangstore aus Holz sind nun meist verrottet, in einem ist ein Lädchen mit Grabblumen. Dahinter hat sich der Friedhof versteckt. Tausend Grabsteine aus Marmor gibt es dort, überladen mit Plastikblumen. Die Portraits der Toten sind nach serbischer Art auf die Grabsteine eingraviert. Und da ist das Ende des Friedhofs, nein doch nicht, da schaut ein alter Grabstein heraus. Und noch einer, unter Efeu, unter Rosen, unter Bäuschen, wie in einem Indiana-Jones-Film. Hier also liegen sie, die alten Volksdeutschen, verabschiedet mit frommen Reimen: „Hier ruhet in Frieden Josef Fuchs, gestor. in seinem 28. Lebensjahre am 24. Juli 1901. Ruhe sanft in der Stille. Denn es war Gottes Wille!“

Ich finde die Gräber der Dauermanns und Welkers und Albrechts und Welschs und so weiter:

Familie Blumenschein. 1900–1969.

Stiefelmayer Nikolaus.

Familie Adam Lebach, † am 18. Oktober 1900, und dessen Sohn Philipp, † 26. Oktober 1894.

Auf einem monumentalen Marmor:

„Zum Gedenken an die Toten der donauschwäbischen Tschervenkaer, die von der Ansiedlung im Jahre 1786 bis zum Weggang 1944 hier am Crvenkaer Friedhof ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Wir verneigen uns in Ehrfurcht und Dankbarkeit vor unseren Toten.“

Viele Grabsteine sind verwittert und zerbrochen. Und plötzlich entdeckte ich, völlig unterwartet, das Grab meiner Großmutter „Terezija“.

In Crvenka gibt es kein Kanalschwimmbad mehr, keine Melonendiebe, keine Melonenfelder. Meine Bilder sind überholt. Im Internet findet man einen alten Stadtplan aus der Zeit vor dem Krieg, der sagt: hier wohnen Deutsche, dort Deutsche, überall Deutsche, und überall auch der eine oder andere Grossarth. Diese Region ist bis heute ein *Melting Pot*. Ein Teil von Crvenka ist heute serbisch, ein Teil ungarisch, einige Bewohner der Region sind russisch, kroatisch, rumänisch.

Wir essen mittags an der Straße ein schwitzendes *Pleskavica* mit Ketchup, für umgerechnet 1,80 Euro, aus Presshackfleisch von Schwein. Flach wie eine Flunder. Und dann nimmt uns die Geschichte wieder liebevoll an die Hand. Da, neben uns, steht ein älterer Mann in Lederjacke, spricht etwas englisch, fragt wer wir sind, und ich sage, mein Vater kommt von hier, und er fragt: „German“? Und er freut sich über unser „ja“ und sagt, hier war mal jedes Haus von Deutschen bewohnt, er kenne den alten Stadtplan aus dem Internet, und er sagt: Sein Nachbar, der spreche noch Deutsch.

Den suchen wir, und der Nachbar öffnet uns die Tür, er war angeln am Kanal, hat einen Zander gefangen. Er mag keinen Fisch, seine Frau auch nicht, der Nachbar wird ihn später holen. Der Mann lässt uns rein in die bescheidene Stube mit Polstermöbeln, einem uralten Computer und an den Wänden vielen Schwarzweißbildern von den Ahnen. Hier hießen alle wie er, sieben Generationen. Julius heißt der Nachbar, sein Deutsch ist etwas holprig, ein Mischmasch aus Akzenten, noch pfälzerisch, aber auch jugoslawisch. Er ist der sechste Julius in seiner Familie, und sein Sohn heißt auch Julius, ein Punkmusiker in Belgrad. Julius, Anfang sechzig, erzählt, was aus dem Rest seiner Familie wurde, sie sind jetzt in der ganzen Welt verstreut, in Kanada, Neuseeland, Amerika und Heidelberg. Auf dem Holzschrank steht ein präparierter Tigerfisch aus dem Kongo, den hat mal ein Cousin gefangen und als Gastgeschenk nach Crvenka mitgebracht.

Tscherwenka sagten die Deutschen, Crvenka schreiben die Serben, Cservenka schreiben es die Ungarn; ein unbedeutender Ort im Nichts, der mich plötzlich packt, von dem ich mehr erfahren will, über ihn, über mich.

Und die schreckliche Geschichte vom Ende:

Denn auch gespenstische Bilder von hier habe ich ja noch im Kopf, Bilder aus den Erzählungen meines Vaters. Er fraß als Kind den Kalk von den Wänden, so groß war der Hunger, als er vier oder fünf war und der Krieg fortgeschritten. Die Faschisten warfen hunderte Partisanen und Juden unter das Eis der Donau. Als der Krieg vorbei war, brauchte man hier einen slawischen Namen, wenn man als Deutscher überleben wollte; meine Familie hatten zum Glück auch einen. Mein Vater, vier, musste den Wehrmachtssoldaten, wie er erinnert, folgenden Satz entgegenbrüllen: „Heil Hitler! Für ein freies und einiges Europa!“

Papa erzählte auch einmal von Dubsy, dem tschechischen und jüdischen Direktor der Zuckerfabrik, der ein Freund seines Vaters gewesen sei, eines Arztes aus diesem Ort.

Gustav Dubsy war schon älter als sechzig, als die Nazis ihn im April 1941 erhängten. „Die Nazis“ waren in diesem Fall aber nicht die Berufsmörder der SS, sondern ein im Morden ungeübter Mob einfacher Volksdeutscher aus Tschervenka.

Und jetzt gehe ich diesem schrecklichen Bild nach.

Ich spaziere am Kanal zur Zuckerfabrik, die damals die größte des Balkans war und heute in griechischem Eigentum ist. Da steht sie noch, die alte Zuckerfabrik. Sie erst machte auch dieses Dorf multikulturell, brachte Fabrikarbeiter aus Tschechien, Ungarn und Kroatien hierher. Gajevic, der meine Oma nach dem Krieg heiratete, war hier ein Zuckerarbeiter, und ihr Haus lag in der Arbeiterkolonie hinter der Zuckerfabrik.

Ich stehe vor dem Tor der Fabrik, der Kanal liegt in meinem Rücken, und ich blicke von der Pforte in den Innenhof, wo der Mord laut den dünnen Quellen geschehen ist. Hier ist nicht mal eine kleine Erinnerungstafel zu sehen.

Ich frage den Pförtner: Gibt es hier in Ihrer Fabrik alte Bücher, Bilder, ein Archiv? Irgendetwas über Dubsy? Er weiß nichts davon, aber ich darf hineingehen zu einer leitenden Mitarbeiterin der neuen Eigentümerin, der „Hellenic Sugar Industry“, Slobodanka Jovanović. Die Fabrik habe kein Archiv, sagt sie, und sie habe den Namen Dubsy noch nie gehört.

Es gibt an historischem Material bloß ein Buch: „100 Jahre Zuckerfabrik“, darin ist eine Liste der früheren Direktoren.

„1925–1941 Gustav Dubsy“, und zudem ein Satz: Dubsy wurde im April 1941 nach Einmarsch der ungarischen Faschisten ermordet. Von ihm gibt es hier kein Bild mehr und kein Gedenken.

Und nun ist das die Geschichtsspur, der ich nachgehen will. Ich frage am nächsten Tag Julius: Kennst du Dubsy? Ja, sagt er, den Namen kennt hier jeder, der war der Besitzer der Zuckerfabrik, aber was ist mit dem? Warum fragst du? Am Abend läuten die Kirchenglocken. Sie locken mich hinein. Die Messe wird auf Ungarisch und Kroatisch gehalten, der Priester ist verschnupft, hat fettiges Haar und sieht ärmlich aus, mager und mit schlechten Schuhen. Nach der Messe spreche ich zwei alte Leute. Die Frau spricht gut Deutsch, der Mann etwas. Da frage ich sie: Erinnern Sie sich an Dubsy? Ja, sagt die Frau, der Name sei ihr bekannt, der sei unfassbar reich gewesen. Er nickt.

„Wurde er begraben?“

„Vielleicht, wer weiß. Da gibt es doch den jüdischen Friedhof, da vielleicht.“

Auch sie haben alle kein Bild mehr von ihm. Es gibt keines mehr, dabei war er der wichtigste Mann an diesem Ort. Es gibt bloß noch Nachreden über seinen Reichtum. Aber wäre Dubsy nicht ermordet, wäre Eure Heimat nicht verloren gegangen, denke ich. Und wäre es dann noch meine?

Abends spät essen wir Palatschinken und Pizza auf ungarische Art an einem Straßenverkauf. Die ungarische Küche ist hier sehr präsent, und in ihr die alte österreichische. Die Leute sind alle so freundlich: Ihr seid Deutsche? Wir wohnen in einem Haus von Deutschen, sagt der eine, wir auch, wir auch, sagen die anderen. Wir kaufen unsere Gebrauchtwagen immer in Deutschland. Wie findet ihr uns Serben? Wirklich, ja? Oh, wie schön.

Am nächsten Tag trinke ich an der zentralen Straßenkreuzung einen serbischen Mokka mit Julius. Als ich ihn zu seinem bescheidenen Haus begleite und mich dann von Julius verabschiede, geht er in einen Schuppen und bringt mir eine Flasche mit selbstgebranntem Birnenschnaps. Im Schuppen lagern viele Flaschen, in einem Dunkel aus Spinnenweben und Feuchte. „Die Birnen kommen von einem Birnbaum aus unserem Garten, der ist fast 250 Jahre alt“, sagt er. Eine deutsche Birne, meint er, sei das. Die ersten Auswanderer brachten sie aus der Pfalz, im späten 18. Jahr-

hundert, auf den Donaubooten, auf denen sie hierherreisten. In Crvenka werde diese Birne sehr bewundert, sie trage mehr als eine Tonne Frucht, immer mehr und mehr, sein Keller sei voller Birnenbrand. Viele Nachbarn hätten schon versucht, Ableger zu der deutschen Birne zu ziehen, aber das gelinge einfach nicht.

So große Mühen, so ein schreckliches Ende. Als die Deutschen kamen, mir ihren Birnbäumen, Saaten, Gräten, Bibeln und Frauen, kamen sie in der Hoffnung auf Land, von Österreich angesiedelt als Bollwerk gegen die Türken. Bald verloren tausende ihr Leben auf den Feldern. Die Ernten waren mager, die Arbeit mörderisch. Die erste Generation tot, die zweite Brot, der dritten geht es erst gut, sagte man. So war es, und zwischendurch kam die Cholera. Und dann der Sturm, und dann der deutsche Donner, und dann nichts mehr.

Es geschahen in Crvenka nicht nur im Hof der Zuckerfabrik Kriegsverbrechen. 1944 wurden die letzten elf Juden, drei zum Christentum konvertierte Juden, ins Konzentrationslager Szabadka deportiert. Vier überlebten.

Und im Oktober 1944 gab es in Tschervenka eine der grausamsten Massenermordungen von Zwangsarbeitern des Krieges, wie der Historiker Randolph Brahm in seiner Enzyklopädie festhält. Auf einem Marsch nach Sombor erschossen SS-Leute eine ganze Nacht lang hindurch insgesamt rund 750 Menschen. Sie warfen sie in Sandgruben, in welche die SS-Leute schließlich noch Handgranaten feuerten. Die Opfer waren Juden, Zeugen Jehovas und Adventisten, ermüdete Zwangsarbeiter der Ziegelfabrik. Julius sprach das Thema nicht an, obwohl die Ziegelfabrik seiner Familie gehörte, und mein Vater meinte nach meiner Reise zu mir, er habe Nächte nicht schlafen können, als ich ihm sagte, dass dieses Massaker wirklich gewesen sei. Er meinte, sich an die Leichenberge am nächsten Morgen erinnern zu können, so wie sich ein vierjähriges Kind erinnern kann, aber er könne einfach nicht mehr sagen, ob es stimme, aber er spüre so etwas wie Todesangst.

Ich und Julius, wir umarmen uns zum Abschied, ich lade ihn nach Frankfurt ein, da will er bald sowieso hin, einen gebrauchten Mini-Cooper für die Frau kaufen, den sie sich schon lange wünsche. Als ich gehe, sehe ich noch einmal den Blick des Tigerfischs

aus dem Kongo, der bissig auf dem Regal verstaubt. Dann denke ich noch lange an ihn, Julius Welker.

Aber nicht weniger denke ich an Dubsy. Ich suche jetzt sein Grab. Ein junger Serbe, den ich nach dem jüdischen Friedhof frage, fährt mit seinem Auto vor und zeigt mir den Weg. Der Friedhof ist überwuchert, ebenso wie der volksdeutsche. Einzäunt, aber mit offenem Tor, vor drei Jahren saniert, doch ungepflegt. Da liegen: Julia Löwy, geb. Schäffer. Cäcilie Steinfeld, geb. König. Sofie Löbe, geb. Frank. Einige mehr. Dubsy nicht. Opfer von Kriegsverbrechen bekamen keine Gräber, das weiß jeder. Wir gehen etwas durch das Gestrüpp, der Serbe legt Grabsteine mit seinen Füßen von Brombeersträuchern frei. „Wie findest Du uns Serben?“, fragt er. Er freut sich sichtlich über meine Antwort.

Dubsy ist, wie erwartet, nicht zu finden. Natürlich gibt man dem, den man öffentlich meuchelt, keinen Friedhofsplatz.

Ich habe nun einfach den Wunsch, ein Foto von ihm zu finden. Also muss ich in die Archive eintauchen, vielleicht gibt es da mehr Erinnerungen an ihn. Ich fahre also nach Novi Sad, ins Archiv des Museums der Vojvodina. Im Museum sind alte Bauerntrachten ausgestellt, die Kutsche der K&K-Reisenden, ein Gemälde von dem Kindermord in Serbien durch die osmanischen Besatzer.

Ich frage im Archiv nach Bildern von Dubsy, und ich finde aber auch da keine Fotografien. Sie geben mir aber immerhin einige alte Zeitungen. Ich blättere darin, Jahrgänge 1925 bis 1942, die Zeitung ist damals auf Deutsch, Ungarisch und Serbisch erschienen. „Közepbacska“ für die Mittel-Batschka erscheint mit einem mutigen Vorwort, als in Deutschland schon der Faschismus aufrüstet. Am 27. Juni 1935 schreibt das Blatt im Vorwort, den Sturm im Blick und die armen Seelen:

„Wir wollen die guten alten Zeiten, in welchen weder ein völkischer noch ein religiöser Gegensatz herrschte, als ein jeder einzig und allein als der Sohn eines einzigen Gottes in Betracht kam, erneuern. Jene Zeit, in welcher nach dem grimmigen Kampfe und der grausamen Zerstörung der sich abwechselnden Völker ein neues Leben erspross und die neuen Bewohner mit den alten zusammen in friedlicher Eintracht das gesegnete Feld bestellen. Wir verkündigen Friede und Liebe. Wir huldigen keinerlei künstlich in die Mode gebrachten Schlagworten – dies sind Kinder der Gegenwart.

Rassen, Nationen, Mächte fallen, Neue entstehen, das Dasein des Menschen aber wird von einem ewigen Gesetze geregelt.“

In einem der Bücher ist auch meine Großmutter kurz erwähnt. Theresia war eine Sekretärin im Rathaus, lese ich dann in einem Buch über Tschervenka, das von Volksdeutschen verfasst wurde, noch im völkischen Jargon der 1950er. Hier erfährt man vieles über die Volksdeutschen aus völkischem Blick, aber sie schreiben kaum ein Wort über die anderen Menschen, die hier lebten. Kein Wort über Dubsky. Wortwörtlich aber: „Die Juden unterlagen, machten nacheinander bankrott, wanderten ab oder starben. Schließlich gab es nur noch einige Juden, deren Tempel zerfiel.“ Und so lese ich, und lese, und verliere mich in vergilbten Worten und finde Dubsky wieder nicht.

Wochen später kommt ein Brief nach Frankfurt. Vom Archiv der Vojvodina, mit dem Ergebnis ihrer Recherche über Gustav Dubsky. Ich öffne den Umschlag. Ich blättere die Papiere zügig durch, und es ist wieder nur Text. Über seine Anteile an der Fabrik, Aktionärsstrukturen, die Enteignung der Fabrik durch die Kommunisten. Auf einem Papier ist Dubskys Unterschrift, sie ist wunderschön geschwungen, phantasievoll.

Als wir die Vojvodina verlassen, ziehen Maisfelder vorbei und Rüben, ein buntes Haus, das *Salas137* heißt und neuerdings ein bunt gefliester Ferienbauernhof ist, auch ein Reiterhof mit Luxushotel im kommunistischen Stil. Im Kofferraum liegen das Buch „100 Jahre Zuckerfabrik Crvenka“ und eine Flasche volksdeutscher Birnenschnaps.

In meiner Erinnerung habe ich jetzt farbige Bilder. Sie machen mich unabhängiger von Vorstellungen in Schwarz und Weiß. Deswegen ist das Reisen so wertvoll, es sollte immer erlaubt bleiben. Wir fanden dabei nichts objektiv Besonderes, wir fanden ein einfaches Gefühl. Ein Gefühl, was aus einer Rückbindung zur eigenen Geschichtlichkeit entsteht. Darauf sitzt man wie auf einem Lichtstrahl, da braucht es keinen Pferderücken mehr.

Ich habe in Tschervenka einen Eindruck davon gewonnen, wie plötzlich Kulturen verschwinden können, und dass auch unser Leben davon betroffen ist. Und was kann man eigentlich mehr lernen, als dass die Zukunft im Mut der Gegenwärtigen wurzelt?

Ich erinnere Julius' freundliches Gesicht, seine Freude, als wir ihn besuchten, sein Haus, das Wohnzimmer, das voll war von Erinnerungsstücken. Ein Mann, der einen Kokon aus Erinnerung bewohnt. Ich erinnere den Namen, der fast vergessen war: Dubsky.

Die Einsamen benötigen Besuche, die Vergessenen leben auf in Erinnerung. Das ist eine unendliche Geschichte.

Ich vergesse das Glück niemals, ein altes Grab an einem wirklichen Ort zu finden, das man so lange in seinen Vorstellungen suchte, und es stellt sich heraus als ein einfaches Grab einer einfachen Großmutter.

Links und rechts sind die Felder. Die Batschka bleibt zurück.
(2019)

Titel der Originaltexte und Erscheinungsdaten

Sämtliche Texte wurden für dieses Buch gekürzt, ergänzt, umgeschrieben und aufeinander abgestimmt.

Mit allen Wassern, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Feuilleton), 23.8.2008.

1540, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Menschen und Wirtschaft), 3.8.2018.

Unser Vater im Himmel, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* (Politik), 1.4.2012.

Königskinder, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Politik), 28.2.2016.

Das merkwürdige Glück der Bewegungslosigkeit, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Beilage Digitec), 12.9.2017.

PHANTASIE, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* (Politik), 10.5.2015.

Der arme Intellektuelle, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Beruf und Chance), 11.2.2015.

Die Berechnung des Glücks, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Menschen und Wirtschaft), 5.4.2012.

Lehmans Kinder, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Feuilleton), 28.3.2009.

Eine Welt? Hm ich weiß nicht recht. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Feuilleton), 3.8.2009.

Sie wollen die Wahrheit wissen? Lesen Sie diesen Artikel!, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* (Politik), 18.10.2015.

Waldseele, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* (Politik), 24.5.2015.

NERVENSÄGE, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* (Politik), 5.7.2015.

Influencer, nicht erschienen, 2019 verfasst.

Himmels Paradies, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* (Politik), 8.9.2013.

Mach dich frei nach strengen Regeln, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* (Gesellschaft), 15.5.2011.

Sonne, böse Sonne, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Menschen und Wirtschaft), 23.12.2016.

Neue Form für den Hecht, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Feuilleton – Bilder und Zeiten), 26.7.2008.

Das ist Freiheit, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Rhein-Main), 13.8.2008.

Selbstversuch: Wochenendpendeln mit der Mitfahrzentrale, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Feuilleton – Bilder und Zeiten), 12.7.2008.

Der Beifahrer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Menschen und Wirtschaft), 5.1.2018.

Auf Rettungsreise zum überdüngten See, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Wirtschaft), 8.7.2012.

Jenseits der Krise, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Menschen und Wirtschaft), 27.12.2012.

Ölland, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Menschen und Wirtschaft), 26.10.2018.

TOLL, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* (Politik), 16.11.2014.

Steinherz, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Menschen und Wirtschaft), 24.11.2017.

Reise zum letzten deutschen Birnbaum, *Die Welt* (Feuilleton), 12.8.2019.